This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

COUNTWAY LIBRARY
HC 36AK P

Aus dem

Tagebuch eines Säuglings

Abgeschrieben von seinem Vater Karl Eugen Schmidt

BOSTON MEDICAL
DEC 1914
LIBRARY
t.6492

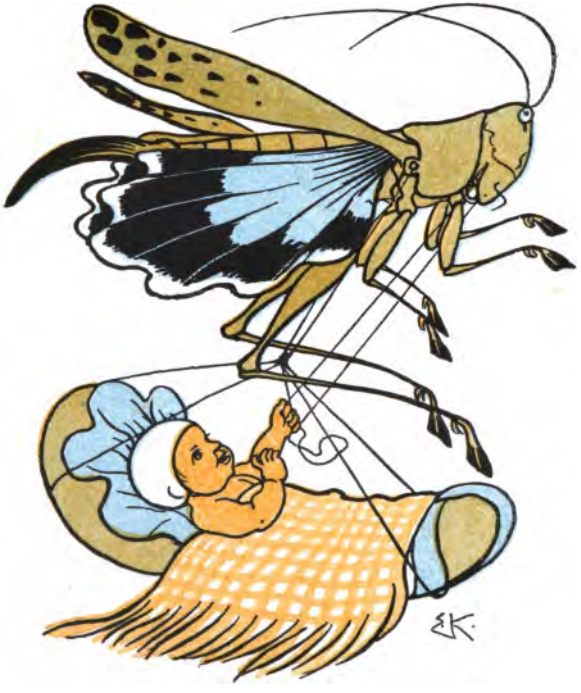
Digitized by Google

Digitized by Google

27

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Aus dem Tagebuch eines Säuglings

Abgeschrieben von seinem Vater

Karl Eugen Schmidt

Den Buchschmuck zeichnete Ernst Kreidolf

Stuttgart und Leipzig

Deutsche Verlags-Anstalt

1905

Digitized by Google

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Der Mutter des Säuglings
in treuer Liebe der Vater

Digitized by Google

Vorwort des Vaters

Dieſes Büchlein verdankt ſein Entſtehen einem an ſich ſehr unerfreulichen Umſtand, der von mir ſchon oft getadelt und verwünſcht worden iſt: nämlich der Beſchränktheit der Wohnungen in Paris. Davon hat man in deutſchen Landen überhaupt keine Ahnung, wie viele Wohnungen und Kammern ein Pariſer Baumeiſter in ſein Mauergeviert einzuſperren verſteht. Wo ſein deutſcher Kollege zwei Stockwerke anbringt, langt es dem Pariſer reichlich für drei, und wo der Deutſche ein Zimmer baut, richtet der Franzoſe drei ein.

Eines Tages habe ich einen Bericht über das Gefängnis zu Fresnes geleſen, worin die Dimenſionen der Zellen angegeben waren. Da habe ich nachgemeſſen und gefunden, daß meine Zimmer genau ebenſoviel Kubikinhalt haben wie eine ſolche Gefängniszelle.

In dieſem beſchränkten Raume kann keiner dem andern aus dem Wege gehen, und da die Wände zwiſchen den einzelnen Zimmern nicht ganz ſo dick ſind wie ein Band des Konverſationslexikons, ſo hört man, was in der ganzen Wohnung vorgeht, mit aller wünſchenswerten Deutlichkeit. Ja, man kann ſogar erfahren, was die Nachbarn über und unter uns treiben, wenn man irgendwie neugierig iſt und ſich aufs Horchen verlegt.

Unter dieſen Umſtänden darf man es den Pariſern

Digitized by Google

nicht allzusehr verdenken, wenn sie ihre Säuglinge alsbald nach der Geburt wegschicken. Nur die allerwenigsten Pariser Mütter, nämlich die ärmsten und die reichsten, behalten ihre Kleinen im Hause. Der Mittelstand aber schickt den Säugling „en nourrice", und es gibt ganze Dörfer in der nahen und fernen Umgebung von Paris, die nur davon leben, daß sie Pariser Säuglinge aufpäppeln.

Zola hat gegen diesen Brauch in seinem Roman „Fécondité", Brieux in seinem Drama „Les Remplaçantes" geeifert, aber die beiden haben gut reden. Zola hatte überhaupt keine Kinder, und wenn er welche gehabt hätte, so wäre in seinem schönen Hause der Rue Bruxelles Platz genug gewesen, eine Kinderstube einzurichten, sodaß der Schriftsteller von dem Vorhandensein der Kleinen nur dann etwas gemerkt hätte, wenn er sie in ihrem Reiche besucht hätte.

Anders aber, wenn man eine der niederträchtig engen Mietswohnungen hat, die ein speziell pariserisches Erzeugnis sind. Da geht einem doch manchmal die Geduld aus, wenn man am Schreibtisch sitzt und einem durch das Hirn huschenden Gedanken nachjagt, während gleichzeitig der Säugling auf dem Boden herumkrabbelt und ins offene Kaminfeuer zu fallen droht.

Seit der Bursche auf der Welt ist, habe ich keinen ruhigen Tag und keine ruhige Nacht gehabt, ausgenommen im Sommer, wo er mit seiner Mutter

Digitized by Google

Waldluft atmete. Sonst aber bin ich nachts aufgestanden, habe den Waschungen, dem Kleiderwechsel und der Abfütterung mit täglich wachsendem Sachverständnis beigewohnt, habe mitunter selber das Kindermädchen gemacht, habe, während ich am Schreibtisch arbeitete, zugleich auf den Knirps achtgegeben und bin in alle Leiden und Freuden seines Säuglingdaseins ebenso tief eingedrungen wie seine Mutter selbst.

Und nachdem ich so gründlich erfahren, was es heißt, in einer Pariser Mietswohnung ein kleines Kind aufzuziehen, werde ich keinen tadeln, der das hiesige System des „mettre en nourrice" vorzieht.

Der eine hat eben mehr Spaß an Kindern als der andre, und bei mir überwiegt der Spaß den Aerger.

Und deshalb bin ich beinahe froh, diese enge Klause zu bewohnen. Denn sonst hätte ich alle die kleinen Freuden nicht erlebt, die mir Bubi gemacht hat, und der Kleine hätte sein Tagebuch nicht schreiben können. Allerdings hätte ich dann nachts schlafen und am Tage ungestört arbeiten können, was auch nicht zu verachten ist.

Aber man kann eben nicht alles haben, und so habe ich aus der Not eine Tugend gemacht, die Seele des Säuglings studiert und das, was ich darin zu lesen glaubte, in den folgenden Blättern aufgezeichnet.

Digitized by Google

1

Erſte Erfahrungen

Es iſt Zeit, daß ich mit meinem Tagebuch anfange: geſtern war ich ſechs Wochen alt, und noch habe ich keine Zeile niedergeſchrieben. Und der Große, den ſie Papa nennen, behauptete geſtern, ich ſähe zwar ſo aus, als ob ich ſehr tief und gründlich nachdächte, in Wirklichkeit aber ſei ich überhaupt noch kein menſchliches Weſen, ſondern ein Ding, ein Klumpen Fleiſch, ein Fetzen Protoplasma. Er gebrauchte noch andre Ausdrücke, die ich nicht recht verſtanden habe, aber ich konnte ſehr gut begreifen, daß der Mann meine geiſtigen Fähigkeiten anzweifelte.

Dem will ich zeigen, daß ich wenigſtens ſo geſcheit bin wie er. Wenn er ſich einbildet, es ſei eine ſchwere Kunſt, ſich einen ſogenannten Artikel zuſammenzudenken, ſo irrt er ſich vermutlich. Ich ſehe ihn täglich, wie er am Schreibtiſch ſchwitzt, und wahrhaftig, er tut mir leid. Er behauptet, ich ſei daran ſchuld, daß er nicht ordentlich arbeiten könne, aber das wird wohl eine

Digitized by Google

faule Ausrede sein. Ich tue ihm den Gefallen, wenigstens achtzehn Stunden täglich zu schlafen, hat er da nicht Zeit genug zu seiner sogenannten Arbeit? Muß er immer gerade arbeiten oder schlafen wollen, wenn ich schreie? Kann er sich seinen Stundenplan nicht nach mir einrichten? Kann er nicht, wie ich es auch tue, immer zwei Stunden hintereinander schlafen, dann eine Stnnde aussetzen und sich dann meinetwegen an die Arbeit setzen oder weiterschlafen? Was ich kann, der ich erst sechs Wochen alt bin, sollte doch ein ausgewachsener Mensch erst recht können.

Aber ich habe schon gemerkt, daß es an diesem Orte, auf den man mich so jählings gesetzt hat, recht kunterbunt hergeht. Die rechte Wahrheit zu sagen: es gefällt mir gar nicht besonders hier. Wo ich vorher war, kam es mir zwar hie und da etwas eng vor, aber ich hatte doch den ganzen Platz für mich allein, und kein Mensch hielt es für nötig, mich anzupacken, auf und ab zu schwingen, dumme Redensarten über mich zu machen und mir mit haarigem Gesicht in den Augen herumzufahren. Auch war es da schön dunkel und still, während an dem Orte, wo ich jetzt bin, alle möglichen hellen Lichter meinen Augen wehtun. Und die Menschen, die mir keinen Augenblick Ruhe lassen, scheinen ein ganz außerordentliches Vergnügen daran zu haben, mir diese hellen Lichter vor die Augen zu halten. Und nachher stellen sie sich entzückt und streiten sich darüber, ob meine Augen blau oder braun seien.

Digitized by Google

Dummes Volk!

Am schlimmsten sind die sogenannten Onkeln und Tanten. Jeden Tag kommen drei oder vier, betrachten und betasten mich, sagen, ich sei schön und lieb und groß und nett und hübsch und noch zwei Dutzend andre Dinge, kurz, langweiliges Zeug! Und dann sagt der eine, ich hätte die Nase meines Vaters, die andre meint, ich sei der Mutter aus dem Gesicht geschnitten, die dritte vergleicht mich mit dem Großvater und der vierte mit einer japanischen Maske. Die Tanten haben glatte Gesichter und riechen gut, die Onkel haben kratzige Haare im Gesicht und riechen nach Tabak, Bier, Wein, Absinth. Das merke ich, weil sie alle die unangenehme Gewohnheit haben, mich zu küssen, eine recht dumme Erfindung, deren Grund ich nicht einsehe. Die Tanten sind mir angenehmer, aber ich wäre doch froh, wenn sie mich in Ruhe ließen. Wenn mein Vater kein Dummkopf wäre, hätte er es den Leuten schon längst gesagt. Auf mich hören sie nicht, ich mag schreien, so viel ich will, sie bleiben dabei, ich sei nett und gut.

Am schlimmsten ist die sogenannte Großmutter. Wenn die mich aufnimmt, habe ich immer Angst, sie beißt mir die Nase oder ein Ohr ab. Je lauter ich schreie, um ihr mein Mißfallen zu zeigen, desto braver und schöner und lieber findet sie mich. Und ich kann mich nicht gegen die Leute wehren: sie sind riesengroß und stark und obendrein wickeln sie mich so fest in

Digitized by Google

allerlei Decken ein, daß ich kein Glied rühren kann; meine Sprache ſcheinen ſie auch nicht zu verſtehen; ſo laut ich ihnen meine Wünſche auch in die Ohren ſchreie. Ueberhaupt halte ich dieſe Menſchen für recht dumm.

Niemals geben ſie mir die richtige Antwort, niemals befriedigen ſie meine berechtigten Wünſche: Habe ich Hunger, ſo ſucht der Vater mein Geſchrei zu ſtillen, indem er mich auf die unangenehmſte, atemberaubendſte Weiſe in der Luft herumſchwingt, ſo daß ich jeden Augenblick fürchte, der Ungeſchickte läßt mich fallen und zerbricht mir alle Gliedmaßen. Habe ich Leibweh, ſo iſt gleich die Mutter da und gibt mir zu trinken, und tut mir die große Zehe weh, ſo ſtreicheln ſie mir die Hände. Ich hätte nicht geglaubt, daß erwachſene Leute, die doch ſelber all das durchgemacht haben, ſo unwiſſend und ungeſchickt mit Säuglingen ſein könnten.

Ich fürchte, es ſteht mir in dieſem Orte, an den man mich gebracht hat, ohne mich um meine Anſicht über dieſen Umzug zu befragen, noch manches harte Geſchick bevor. Ich brauche nur zu hören, wie dieſe Menſchen über mich und meine Zukunft verhandeln, um davon überzeugt zu ſein.

Am grimmigſten iſt mein Vater. Der muß ein ſehr böſer Menſch ſein. Wenn ich ſchreie, runzelt er erſchrecklich die Stirn, und nachdem er mich einige fünf Minuten hin und her geſchwungen hat, ohne daß ich deshalb ſtill geworden wäre, gerät er in die abſcheu-

Digitized by Google

lichste Wut, legt mich wieder in mein Bett und sagt mit geballter Faust und knirschenden Zähnen:

„Na, warte nur, Schreihals, jetzt hast du noch deinen Willen, aber das wird dir schon ausgetrieben werden. Sobald du laufen kannst, wirst du geprügelt, Freundchen, wenn du nicht still bist."

Ich denke, dem Mann werde ich noch zeigen, daß er sich irrt. Wenn ich laufen kann, werde ich doch nicht so dumm sein und stillhalten, wenn man mich prügeln will. Nein, da laufe ich einfach weg. Und wenn der Alte mich überhaupt jemals prügeln will, so tut er gut daran, das gleich zu besorgen, solange ich noch eingewickelt und am Weglaufen verhindert bin.

Indessen scheint der Vater doch nicht immer so schlimm zu sein: hie und da höre ich, wie er mich in Schutz nimmt. Gestern sagte er zu der Großmutter, die irgend eine Untat mit mir vorhatte:

„Was, so einen armen kleinen Kerl, der kaum noch lebendig ist, den wollen Sie in ein kaltes steinernes Haus tragen und ihm noch obendrein Wasser auf den Kopf schütten lassen! Das wollen Sie tun, und da behaupten Sie auch noch, den Knirps gern zu haben! Schämen Sie sich nicht? Soll der arme Bub die Grippe oder die Schwindsucht oder eine Brustfellentzündung kriegen und jetzt schon ins Gras beißen?"

Und als die Großmutter Einwendungen machte, sagte er:

„Was? In den Himmel kommt er nicht, wenn er stirbt,

Digitized by Google

ehe er getauft ist? Das glauben Sie? Und in einen solchen Himmel wollen Sie kommen, wo man den Bub da nicht haben will? Da ginge ich nicht hinein und wenn man mich dafür bezahlte! Nein, der Bub soll es selber sagen, wenn er eingesperrt werden will; und dann kann er sich auch gleich aussuchen, welches Gefängnis ihm am besten gefällt, das katholische, das protestantische, das jüdische, das mohammedanische — was er will, soll er haben!"

Nun möchte ich wohl wissen, was das zu bedeuten hat, das steinerne kalte Haus, Wasser auf den Kopf, Himmel, Gefängnis, katholisch, mohammedanisch, protestantisch, und was weiß ich sonst noch. Aber was Gutes kann es nicht sein, und solange ich nicht weiß, was es ist, will ich nichts damit zu tun haben.

Vor drei Tagen hatte ich überhaupt die ganze Welt schon satt. Der Vater hatte mich in die Knie eingeklemmt und schaukelte mich auf und ab. Ich aber trompetete ruhig weiter und schenkte seinen Bemühungen, mich zum Schweigen zu bringen, keine Beachtung. Da sagte er mit unheilschwangerer Stimme, die mich beinahe gruseln gemacht hätte:

„Na, schrei nur, armer Zwerg. Jetzt geht's dir noch gut, hast nichts zu tun als zu trinken, zu schreien, zu verdauen, zu schlafen. Bald wird das anders werden. Bald wirst du merken, daß du nicht zu deinem Vergnügen auf der Welt bist. Bald werden die Schullehrer kommen und dich quälen. Und wenn du damit

Digitized by Google

fertig bist, dann kommen die andern, die Leute, die das Geld haben und deren Knecht du werden wirst. Da hat dein freier Wille ein Ende. Ueberhaupt," fuhr er fort, „bist du ein dummer Kerl und scheinst wenig Verstand zu haben. Wärest du gescheit, so machtest du deine Augen zu, schliefest ein und machtest dich aus dem Staube, ohne das kommende Ungemach abzuwarten. Gescheite Menschen kommen entweder gar nicht auf die Welt, oder sie verlassen sie alsbald nach der Geburt. Nur Dummköpfe wie dein Vater und seine Zeitgenossen klammern sich an und bleiben leben."

Diese Worte überlegte ich mir und bekam Angst vor den Leiden des zukünftigen Lebens. Und als ich mir die Sache genügend überlegt hatte, beschloß ich, einfach einen Strich unter meine Abenteuer zu setzen. Mein Vater sieht so aus und redet so, als ob er wüßte, was er sagte. Wenn es also in diesem Leben so elend bestellt ist, sehe ich nicht ein, warum ich all den Jammer erst mitmachen soll. So sagte ich mir, befolgte seinen Rat, schlief ein und wollte nicht mehr aufwachen. Aber da konnte ich gleich erfahren, was für seltsame Käuze diese erwachsenen Menschen sind. Anstatt mich schlafen und aus der Welt gehen zu lassen, was sie doch anscheinend selber für das klügste halten, gerieten sie in die größte Aufregung. Statt wie gewöhnlich nach zwei Stunden aufzuwachen und mit lauter Stimme Nahrung zu verlangen, blieb ich

Digitized by Google

ruhig liegen, und selbst nach fünf Stunden gab ich immer noch kein Zeichen von Hunger und Lebensluft.

Das gab einen Aufruhr im Haus: Nicht nur suchte man mich mit allen erdenklichen Künsten zum Trinken zu bringen, sondern man redete mir auch zu, nur ja zu schreien, während bislang mein Geschrei eitel Zorn und Ungeduld erregt hatte. Und als ich bei meiner Absicht beſtand, die Nahrung zurückwies und still und stumpf weiter hindöste, hetzte man mir sogar einen sogenannten Doktor auf den Hals, der mir mit Gewalt und einem Löffel die Milch in den Mund schüttete.

Was war da zu machen? Ich sah ein, daß ich gegen die Halsstarrigkeit dieser Menschen nichts ausrichten könnte, gab als der Klügere nach und fing wieder an zu saugen, zu schreien und zu leben. Nun soll aber auch mein Vater so gut sein und mich nicht mehr Dummkopf schelten, weil ich leben bleibe. Er soll lieber vor seiner eignen Tür kehren, denn wenn ich leben bleibe, so geschieht das bloß, weil er mich dazu zwingt. Wenn er sich einbildet, ich täte es, weil ich mir wunders was vom Leben verspreche, so irrt er sich sehr. Alles, was ich bisher gesehen habe, bestärkt mich in der Ansicht, daß die Welt ein kurioses Nest und die Menschen teils Dummköpfe, teils Bösewichter sind, und so einfältig bin ich denn doch nicht, um großen Spaß an einem solchen Aufenthalt zu spüren.

Da ich aber einmal da bin und man mich nicht wieder weggehen lassen will, so möchte ich doch, daß

Digitized by Google

man mir das Leben so erträglich wie möglich gestalte, und da muß ich eine ganze Reihe von Beschwerden vorbringen. Die Art, wie die Säuglinge behandelt werden, finde ich einfach himmelschreiend, und es war wahrhaftig nicht der Mühe wert, die Bastille zu stürmen und die allgemeinen Menschenrechte zu erklären, um nachmals diese Rechte vom ersten Anfang an, nämlich bei den Säuglingen, gänzlich außer acht zu lassen.

Da ist vor allen Dingen die Entziehung der persönlichen Freiheit. Gehen kann ich noch nicht, also ist ein Weglaufen und ein durch dieses Weglaufen etwa zu befürchtender Unfall nicht zu erwarten. Ich kann auch nichts ergreifen und entzweischlagen, da ich mich nicht von meinem Platze rühren kann. Warum also wickelt man mich in Windeln und Decken ein wie einen Wahnsinnigen in die Zwangsjacke? Ich weiß es, warum, denn mein Vater hat es mir gesagt: aus Faulheit! Die Weiber wollen mich nicht jede halbe Stunde säubern und trocknen, und da haben sie sich ausgedacht, mich so einzuwickeln, daß man von etwaiger Unreinlichkeit nichts sieht. Alle drei, vier Stunden machen sie den Bund auf und waschen mich, wie es sich gehört. Diese letzten Worte sind meinem Vater entlehnt: ich selbst finde gar nicht, daß sich diese Waschere gehört. Sie ist mir sehr unangenehm und zählt mit zu den Dingen, die ich bessern möchte. Ich habe gehört, wie die Großmutter sagte, man müsse mich so fest wickeln, weil ich sonst krumme Beine be-

Digitized by Google

käme. Da hat mein Vater fürchterlich gelacht und hat gesagt, eine gute Ausrede sei drei Batzen wert, und gegen die Gründe der Weiber könne der Teufel selbst nicht ankommen. Denn wenn das wahr wäre, müßten alle Hottentotten, Kaffern, Australneger und Südseeinsulaner krumme Beine haben. Ich wollte, der Vater redete in Ausdrücken, die mir verständlich sind. Was mag das jetzt wieder sein: Hottentotten, Kaffern u. s. w.? Der Mann ist zu gelehrt für mich!

Nachher hat er den Doktor gefragt. Der hat gesagt, das Wickeln sei gut, weil es die kalte Luft verhindere, an das Kind zu kommen. Und darauf hat mein Vater erklärt, sobald es schönes warmes Wetter sei, werde er mich vollständig nackt auf dem Fußboden herumkriechen lassen. Nun warte ich ungeduldig auf das schöne warme Wetter, denn was kann verrückter sein, als einem Menschenkind eine künstliche Haut anzuziehen? Mein Vater sagt, in Australien wüchsen alle Kinder so auf, die schwarzen nicht nur, sondern auch die weißen, und ein besseres System gebe es nicht. Man habe dann gar keine Arbeit mit dem Kleinen, und dieser gedeihe viel besser als in der Zwangsjacke. Hoffentlich vergißt der Mann sein Vorhaben nicht und schert sich nicht an die Einwendungen der Frauen, die ihm gesagt haben, wenn er mich auf dem Teppich herumkriechen ließe, würde ich ihm Teppich und Fußboden verderben und die ganze Stube scheußlich zurichten. Wahrscheinlich werde ich das auch wirklich

Digitized by Google

tun, denn nichts macht mir mehr Spaß, als dieſen großen Menſchen, die ſich ſo viel klüger dünken, einen ordentlichen Poſſen zu ſpielen. Wenn man mich umzieht und mit mißtönendem Ziſchen über die Schüſſel hält, ziehe ich mich krampfhaft zuſammen und hüte mich wohl, das zu tun, was man von mir wünſcht. Sobald man aber die Sache als hoffnungslos aufgegeben hat, und ich wieder auf dem Schoße meiner Quälerin liege, beſorge ich alle meine Geſchäfte, große wie kleine, mit aller wünſchenswerten Gründlichkeit. Mama zankt, Papa lacht laut, und ich grinſe ſo heimlich in mich hinein. Laut zu lachen wage ich nicht, ſonſt wäre man imſtande, mir einen Klaps zu geben.

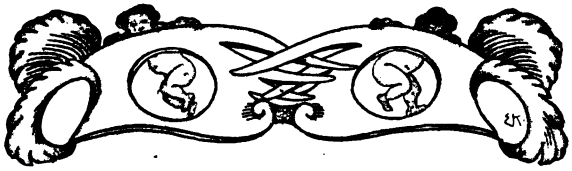
Außer der Wickelei, die abgeſchafft werden muß, iſt es beſonders der ſogenannte Schnuller, der mich ärgert. Wenn ich ſchreie, ſtopft man mir ein Ding in den Mund, beſtehend aus einem mit trockenem Brot und Zucker gefüllten Tuchzipfel. Man möchte mir weismachen, das ſei eine Milchquelle, und die erſten paar Male bin ich auch wirklich darauf hineingefallen. Jetzt aber weiß ich ſehr gut, daß das einer jener einfältigen Schwindel iſt, deren man ſich bedient, um mich zum Schweigen zu bringen. Zu Anfang wurde ich wirklich ſtill, wenn man mir das Ding in den Mund ſteckte. Jetzt aber ſpucke ich es gleich wieder aus und ſchreie doppelt ſo laut. Da aber dieſe großen Menſchen entſetzlich dumm ſind und die einfachſten Dinge nicht begreifen können, ſo beſtehen ſie darauf,

Digitized by Google

mir den etlichen Knäuel in den Mund zu drücken, und als gescheiter Kerl gebe ich nach und schweige, anstatt weiter zu schreien, wie es mein gutes Recht wäre. Jedenfalls aber meine ich, die großen Leute, die so gescheit sind und alles besser wissen als unsereiner, sollten sich schämen, so von ihrer eingebildeten Weisheit Vorteil zu ziehen. Der Anstand würde es erfordern, daß sie uns, die sie für unerfahren und unwissend halten, ordentlich unterrichten, und dazu würde doch in erster Linie gehören, daß sie uns nicht hinters Licht führen, sondern uns die reine Wahrheit sagen. Nachher wundern sie sich, wenn wir sie belügen, und doch geben sie uns dazu das Beispiel. Wenn sie mir einen Leinwandknoten als Milchquelle in den Mund stecken, dann werde ich ihnen später auch alles mögliche vorlügen. Also beschwere ich mich über diesen Brauch und verlange, daß nächst der Wickelei der Saugpfropfen abgeschafft werde.

Drittens, viertens und fünftens möchte ich beantragen, daß es in Zukunft keine Väter, Mütter, Dienstweiber, Doktoren, Onkeln, Tanten und Großmütter mehr gebe, denn alle diese Wesen sind nur dazu da, um die kleinen Kinder zu ärgern. Es ist möglich, daß sie später nützlich und brauchbar sind: ich bin noch nicht lange genug da, um ein endgültiges Urteil fällen zu können, aber nach allem, was ich bisher von diesen Leuten gesehen habe, wäre es für die Säuglinge ein großer Segen, wenn sie nicht existierten.

Digitized by Google



2

Die Kuhpocken

Mehr und mehr sehe ich ein, daß mein Vater recht hat, wenn er die Erde ein elendes Loch nennt. Wie mir scheint, vertreiben sich die Menschen die Zeit damit, ihre Nachbarn zu ärgern und zu quälen. Und wer klein und schwach ist wie ich, der muß alles leiden und dulden, was den Stärkeren gefällt, über ihn zu verhängen.

Da kam ein Mann in einem schwarzen Rock an. Ich kümmerte mich nicht um ihn, denn ich hielt ihn für einen von den sogenannten Onkeln, langweilige Kerle, die sonst nichts zu tun haben, als über mich zu lachen und zu entdecken, ich sähe allen möglichen Menschen ähnlich. Auch sind sie mir unangenehm, weil sie mir Rauch ins Gesicht blasen, so daß ich husten muß. Die Mama könnte ihnen das Rauchen sehr gut verbieten, aber ich glaube, der schlimmste ist der Papa selber, und wenn der raucht, bilden sich die andern natürlich ein, sie dürfen es auch. Also ich dachte, der Schwarze wäre auch so ein Onkel, und kümmerte mich

Digitized by Google

nicht um ihn. Aber es war kein Onkel. Man nannte ihn Doktor, und das muß etwas Schreckliches sein. Er zog ein flaches schwarzes Ding aus der Tasche, klappte es auseinander und legte es geöffnet auf den Tisch. Das interessierte mich, denn in dem schwarzen Ding lagen blitzende und glänzende kleine Spielsachen, mit denen die Sonne spielte. Das war sehr schön, und ich stieß vor Vergnügen einen hellen Jodelschrei aus, den ich meinem Vater abgelernt habe.

Darauf nahm mich Irma, was die Frau ist, die mich wäscht und anzieht — eine gute Seele, aber etwas zu handfest —, auf ihren Schoß und zog mir den Rock aus. Das machte mir noch mehr Spaß als die blanken Dinger in dem schwarzen Kasten, denn nichts ist mir verhaßter als die Windeln und Kleider, die mich einhüllen, die mich drücken und reiben und die jede freie Bewegung verhindern. So oft ich zum Waschen ausgezogen werde, bin ich froh und schreie und lache vor Freude, und sobald man mich wieder in die lästige Schale steckt, schreie und weine ich vor Zorn und Entrüstung. Hoffentlich wird das bald besser, denn mein Vater, der gemerkt hat, wie unangenehm mir die Kleider sind, hat mir versprochen, sobald es schönes warmes Wetter würde, dürfe ich den ganzen Tag nackt auf dem Teppich herumrollen. Auch will er mich in den Wald schicken mit der Mama, weil er sagt, die Luft in Paris sei abscheulich, und man atme hier nur das ein, was tausend Menschen schon einmal ein- und

Digitized by Google

ausgeatmet hätten. Ich weiß nicht, was das ist: „der Wald“, aber ich werde es schon erfahren und es dann aufzeichnen, wie ich alle meine Erfahrungen und Erlebnisse aufzeichne. Jedenfalls werde ich ganz zufrieden sein, an einen andern Ort zu kommen, denn hier gefällt es mir nur sehr mäßig.

Aber ich muß die Geschichte von dem Doktor erzählen. Während ich vergnügt strampelte und mich meiner nackten Arme freute, kam der Mann auf einmal an mich heran: in der einen Hand hielt er eines der blanken Dinger aus dem schwarzen Kasten, mit der andern packt er meinen Arm. Ich lachte froh, denn ich glaubte, er wolle mir das Ding, was so schön in der Sonne glitzerte, ordentlich in der Nähe zeigen. Aber traue einer den Menschen und den Dingen der Welt! Auf einmal fühle ich etwas ganz Abscheuliches im Arm, greulich, nicht zum Aushalten, das Lachen verging mir, ich schrie vor Schrecken, Angst und Schmerz. Was war geschehen? Der Schwarze hatte mich mit dem blanken Ding in den Arm gestochen. Und damit noch nicht zufrieden, ohne sich um meine Proteste zu kümmern, stach er mich noch einmal in diesen und zweimal in den andern Arm. So eine niederträchtige Bande! Da liege ich, klein und schwach, knapp drei Monate alt, kann mich nicht von der Stelle rühren — und da kommen sie zu vieren: zwei große starke Männer und zwei erwachsene Frauen, von denen die eine wenigstens doppelt so stark ist wie der sogenannte

Digitized by Google

Doktor. Der nämlich ist nur ein kleines dürres Männchen, und wenn ich ihn groß und stark genannt habe, so habe ich das nur mit Rücksicht darauf getan, daß der Besitz des blanken Stechdings Größe und Stärke ersetzt. Also diese vier Riesen stürzen sich auf mich armen Zwerg, packen mich, halten mich fest und stechen an mir herum, bloß um sich eine angenehme Viertelstunde zu machen.

Zwar hatte ich vor Wut und Schmerz die Augen geschlossen, um besser und lauter schreien zu können, aber ich habe doch ganz gut gehört, wie diese brutale Gesellschaft laut gelacht hat, und mein Vater, dem ich das noch eintränken werde, hat ganz entzückt gerufen, wie ich den ersten Stich fühlte und deshalb den Mund schmerzhaft verzog: „Seht einmal die Schnute, die der Bub macht! Nein, so eine Schlapplippe! Es ist zum Totlachen!“ Na warte nur, alter Junge, wir werden schon sehen, ob meine Schnute lächerlicher ist als dein Ziegenbart. Du mußt schon gemerkt haben, daß ich, klein wie ich bin, fest zupacke und gehörig zause, wenn meine Finger sich einmal eingekrallt haben. Für diese Schnute wirst du Haare lassen müssen und hast du schon Haare gelassen, alter Freund!

Und das war noch nicht alles. Zwar packte der Schwarze, nachdem er sein schändliches Werk verrichtet hatte, seine ekligen blanken Dinger wieder ein, steckte das häßliche schwarze Kästchen in seine miserable schwarze Tasche und machte sich aus dem Staube, aber

Digitized by Google

die Löcher, die er mir in die Arme gehackt hatte, blieben da und hörten nicht auf, zu beißen und zu brennen. Nachher schwoll sogar der ganze linke Oberarm auf und tat tagelang scheußlich weh. Der Schwarze kam, beschaute sein Werk und nickte befriedigt mit dem Kopfe. Kann man sich ein solches Scheusal vorstellen! Der rechte Arm aber tat ihm nicht den Gefallen, dick zu werden und weh zu tun, und wahrscheinlich haben mir die Bösewichter angesehen, daß ich mir ein zweites derartiges Attentat nicht gefallen lassen würde, denn sie machten keinen Versuch, mich noch einmal in diesen Arm zu stechen, sondern begnügten sich damit, mir den linken verdorben zu haben.

Nachträglich habe ich dann auch erfahren, wozu die ganze Quälerei ins Werk gesetzt wurde. Da ist einer der vielen Onkel gekommen, der mich alle zwei oder drei Tage besucht und ganz in der Nähe wohnt. Der hat ein sehr sonderbares Gesicht, das ganz aus kleinen Höhen und Tälern besteht und beinahe dem Schwamme ähnlich sieht, womit man mich wäscht. Dem Onkel hat mein Vater meinen Arm gezeigt und hat ihn dann gefragt: „Bist du eigentlich geimpft worden?“ Und der andre hat geantwortet: „Ei freilich, aber wenn die Pocken irgendwo als Epidemie auftreten, dann nützt die Impfung nichts, und der beste Beweis dafür liegt in meinem Gesicht.“ Und wie ich dann aus dem weiteren Gespräch der beiden entnahm, haben diese

Digitized by Google

sogenannten Doktoren sich ausgedacht, man müsse die kleinen Kinder in den Arm stechen, damit sie nicht später so Schwammgesichter kriegen wie der Onkel. Aus so was soll nun ein vernünftiger Säugling klug werden! Und bei solchen Gesellen soll ich jetzt wer weiß wie viele lange Jahre wohnen bleiben! Bei Leuten, die sich in den Arm stechen, um die Gesichter zu kurieren! Die Gesichter, die gar nicht krank sind, die nur vielleicht später einmal krank werden könnten! Nein, ich muß aufhören; wenn ich noch länger über diesen Unsinn nachdenke, ersticke ich vor Wut oder ich platze. Dummköpfe! Bösewichter!

* * *

Den schwarzen Mann mit seinem spitzen blanken Ding und den meinem Arme zugefügten Schaden hatte ich vergessen, da brach ein neues Unglück über mich herein. Es brannte und zog im Munde, als ob die Haut platzen wollte. Das Wasser lief mir zusammen, aber wahrhaftig nicht, weil die Sache gut schmeckte: Der Vater zeigte wieder seinen Unverstand, indem er schalt, weil ihm dieses nämliche Wasser bisweilen über den Rock lief, wenn er mich aufnahm. Dem Mann etwas recht zu machen, muß sehr schwer sein. Irma steckte mir einen Finger in den Mund. Zuerst glaubte ich, es sei etwas andres und fing an zu saugen, aber ich merkte alsbald am Geschmack, daß man mich wieder einmal hinters Licht geführt hatte. Sie rieb mit ihrem

Digitized by Google

wie angedeutet, nicht sehr appetitlichen Fingen auf meinem Gaumenrande hin und her, stieß dann einen Freudenschrei aus und stürzte zu meiner Mutter:

„Madame, er hat zwei Zähne!“

Natürlich wurde nun auch der mütterliche Finger in meinen Mund gesteckt, und danach kam der des Vaters an die Reihe. Der schmeckte am bittersten: ich glaube, es war Tinte daran. Das Elternpaar schüttelte die Köpfe, und der Vater erklärte rundheraus, das sei Unsinn, denn er könne von einem Zahne nichts spüren oder sehen, geschweige denn von zweien. Die Mutter sagte nichts, schien aber der väterlichen Meinung zu sein. Aber Irma blieb bei ihrer Behauptung. Sie zeigte die Stelle im Unterkiefer ganz vorn und sagte, man könne die Zähne zwar nicht sehen, aber ganz deutlich fühlen. Wieder wurden die elterlichen Finger in meinen Mund gesteckt, und danach entfernte sich der Vater kopfschüttelnd, während die Mutter ein Gespräch mit Irma begann.

Natürlich hörte ich aufmerksam zu, denn die Sache interessierte mich. Da erfuhr ich, daß mir nach und nach der ganze Mund voll harter weißer Knochen wachsen soll, genau so wie sie alle die Onkel und Tanten haben, außer dem Onkel mit dem weißen Bart, der im Munde so glatt ist wie ich. Und weiter hörte ich, daß jetzt, wo ich Zähne hätte, festere Nahrung angezeigt wäre. Ich kriegte einen Schrecken, denn von allen Dingen, die ich bislang auf dieser Welt kennen

Digitized by Google

gelernt habe, gefällt mir keines so gut wie der Apparat, mit dem ich gefüttert werde. Meine Eltern wissen das auch ganz gut, denn ich verberge meine Vorliebe nicht, sondern jauchze vor lauter Freude, wenn die Mutter kommt und sich anschickt, mich zu füttern. Ich finde diese Sache sehr praktisch und angenehm. Man steckt mir etwas Weiches und Warmes in den Mund, und dann brauche ich nur zu saugen, solange es mir gefällt: ein köstlicher, süßer, stärkender, lauer, nährender Trank strömt mir durch Mund und Kehle hinab in den Magen, allüberall ein wonniges Behagen verbreitend. Ich kann mir kein besseres und schöneres System vorstellen.

Und nun scheint es, daß man diese Sache ändern will, und daran sind diese Zähne schuld. Ich denke mir, sie hätten ebensogut bleiben können, wo sie waren. Ich hätte sie wahrhaftig nicht nötig gehabt. Diese Irma hat nämlich doch recht gehabt: jetzt stehen die beiden Dinger so groß und spitz heraus, daß ich kaum noch das Herz habe, meine Finger in meinen eignen Mund zu stecken, aus Angst, diese unerwünschten Eindringlinge könnten zuschnappen und ein Glied abbeißen. Und nicht nur, daß die ungebetenen Gäste mir scheußlich wehtaten, bis sie sich durchgearbeitet hatten, und daß ich ein paar Nächte lang keinen ordentlichen Schlaf finden konnte: jetzt hat wirklich die Mutter angefangen, mir von Zeit zu Zeit statt des erwähnten köstlichen Getränkes eine Art Suppe einzulöffeln, an der ich

Digitized by Google

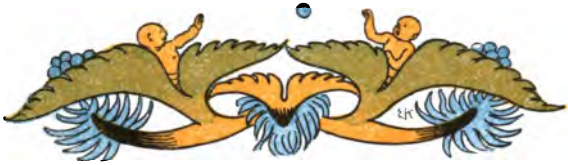
wahrhaftig wenig Gutes finden kann. Erstens ist es unangenehm, so einen harten Metalllöffel im Mund zu haben, wenn man an etwas viel Weicheres gewöhnt ist, zweitens schmeckt diese Suppe lange nicht so gut wie meine eigentliche Speise, drittens kann ich da nicht saugen, solange oder so kurz wie ich will, sondern ich bin ganz auf die Mutter angewiesen, und nach jedem einzelnen Löffelchen tritt eine mehr oder weniger lange Pause ein, die mir nicht im geringsten gefällt. Vorläufig also kann ich keinen Nutzen der Zähne ausfindig machen. Was mich persönlich anlangt, so hätte ich mich ganz gern ohne sie beholfen, und es scheint mir, daß es Leute gibt, denen dies gelungen ist. Wenn ich die Sprache der großen Menschen reden könnte, würde ich einmal den Onkel mit dem weißen Bart fragen, wie er es angefangen hat, sich um diese unangenehme Sache herumzudrücken. Wenn es *ihm* gelungen ist, warum muß *ich* denn Zähne haben? Bei jedem neuen Schritt, den ich in die Welt tue, treten mir neue Fragezeichen entgegen. Ich fürchte, ich fürchte, daß diese Zustände außerordentlich verwickelt und kompliziert sind. Wenn ich denke, daß es mit diesen zwei Zähnen noch nicht fertig ist, sondern daß darüber und daneben so viele wachsen sollen, bis der ganze Mund voll ist, könnte mir fast übel werden.

Zweiunddreißig Stück kriegt man, hat mein Vater gesagt, und was das allerschlimmste ist, wenn sie einmal da sind, tun sie noch weher als beim Durchbrechen,

Digitized by Google

und es gibt besondere Doktoren, Kameraden von dem schwarzen Mann, der mich in den Arm gestochen hat, die sonst nichts tun, als den erwachsenen Menschen die Zähne wieder auszureißen. Wenn das nicht zum Weglaufen ist, will ich Peter heißen! Erst hat man seine Mühe und Not, um die Dinger zu bekommen, und dann tun sie noch viel weher, weil sie wieder weg-müssen. Man mag mir sagen, was man will: es ist eine wunderliche Welt, in die man mich da gesetzt hat!

Digitized by Google



3

Probieren geht über Studieren

Mein Vater ist merkwürdig ungeschickt. Ich habe es schon mehreremal in diesen Blättern aufgezeichnet, daß mir die Menschen meiner Umgebung, je vertrauter ich mit ihnen werde, desto törichter und nichtsnutziger vorkommen. Jeden Tag wird dieser Eindruck stärker. Das Wunderbarste an der Sache ist, daß sie gerade in Dingen, die sie doch selbst durchgemacht haben, so schlecht Bescheid wissen. Jetzt wird mein Vater ungeduldig, weil ich immer noch nicht reden kann. Er sagt, jetzt sei ich in wenigen Tagen ein Jahr alt und somit alt genug, um sprechen zu können. Auch hätte ich schon vor vier Monaten auf dem Lande angefangen, „Mama, Papa, Jaja, Dada“ und einiges andre zu sagen, und in diesen vier Monaten hätte ich doch etwas dazu lernen können.

Und dabei kann ich jetzt schon Kunststücke mit Zunge und Lippen machen, die der Alte mir vergebens nachzumachen sucht. Der Mann versteht gar nicht, um was es sich für mich handelt. Ehe ich anfange, den

Digitized by Google

Papagei zu spielen und ihm seine Wörter nachzuplappern, will ich meine Sprachwerkzeuge in der Gewalt haben. Und das geht nicht von einem Tage zum andern. Freilich steigt mir mitunter ein Zweifel auf, ob das überhaupt nötig sei. Ich merke wenigstens, daß die Alten lange nicht so geschickt mit ihren natürlichen Werkzeugen sind, wie sie es sein könnten. Ja, sie sind nicht einmal so geschickt wie ich. Es scheint mir, daß man im Leben nur eine ganz beschränkte Anzahl der von der Natur uns verliehenen Gaben nötig hat, daß man diese wenigen Gaben nur nach ganz bestimmten Seiten hin ausbildet und daß schließlich der größte Teil unsrer Fähigkeiten verkommt und verkümmert.

Sehen Sie mich zum Beispiel an, wie ich mit meinen Gliedmaßen umgehe. Ich kann meine Finger nach rückwärts fast ebenso gut bewegen wie nach vorn. Ebenso geht es mit den Armen und Beinen und überhaupt mit allen Gelenken. Mein Vater dagegen ist ein steifer Hampelmann und kann all seine Gelenke nur nach einer einzigen Richtung hin ordentlich gebrauchen. Und wenn ich sage „ordentlich", so muß ich da auch noch Einschränkungen machen. Ich kann meinen Fuß in den Mund stecken, das macht mir nicht die geringste Mühe, sondern eitel Vergnügen. Meinem Vater aber könnte ich ein ganzes Faß Milch versprechen, so brächte er das nicht fertig. Er ist ungelenk und steif wie die gipserne Jungfrau von Nürn-

Digitized by Google

berg, wegen der wir vorgestern einen solchen Lärm im Haus hatten.

Sie stand auf dem Kaminsims, und zwar auf einer bunten Decke mit Fransen. Vorgestern schob man meinen hohen Stuhl, von dem aus ich den Mahlzeiten der Alten präsidiere, in die Nähe des Kamins, und ich benutzte einen Augenblick, wo man mich allein und ungestört ließ, um die Decke und ihre Fransen näher zu untersuchen. Es ist sehr schöne, lustige Arbeit und stammt, wie ich den Vater habe sagen hören, aus Spanien, einem Lande, wo man nie Feuer in den Stuben macht und wo die Bauern einen bunten wollenen Mantelsack über dem Esel oder über der eignen Schulter tragen. Diese Decke ist ein solcher Mantelsack, und der Vater hat sie aus Spanien mitgebracht. Diese Sache gefällt mir. Das leuchtet rot, blau, gelb und grün, und die Fransen baumeln lustig daran herum. Auf einmal tat es einen fürchterlichen Krach: beim Studium der Decke hatte ich sie dicht zu mir herangezogen, dabei war die Jungfrau von Nürnberg dem Rande des Gesimses zu nahe gekommen und heruntergefallen. Jetzt lag sie da in drei oder vier großen und sehr vielen kleinen Stücken. Zuerst war ich erschrocken, weil die Decke auf einmal nachgegeben und mich dadurch fast aus meinem Stuhl geworfen hatte. Dann lachte ich sehr vergnügt, denn es war wirklich spaßhaft, wie es geknallt hatte und das Ding kaputgegangen war.

Digitized by Google

Vater und Mutter eilten herbei. Sie lachten nicht. Besonders die Mutter. Sie zankte und sagte, ich sei ein schrecklicher Bub. Ich stellte mich, als ob ich sie nicht verstände, und krähte ihr lustig ins Gesicht. Der Vater meinte seufzend, daß Pariser Wohnungen nicht für Kinder eingerichtet seien. Es sei nicht Platz genug; man müsse eine besondere Kinderstube haben, Wachstuch auf dem Fußboden, billige, feste und einfache Möbel, angestrichene Wände. Da könnten die Kinder dann tollen und wüten nach Herzenslust. Aber hier bei Glasschränken, Nippsachen, Bric-à-Brac, da sei Holland in Not. Der Bub müsse doch seine Freude haben, müsse herumrücken, springen, klopfen, werfen können. Das könne man ihm nicht verbieten, denn das sei der Hauptspaß seiner Existenz. Aber da werde er alles im Haus entzweischlagen, sagte die Mutter. Der arme Vater! Meiner Treu, er tat mir leid. Er ist wirklich ein guter Kerl, denn als die Mutter entsetzt sagte: „Aber dann verdirbt er uns ja alles", meinte er gutmütig: „Na, es ist besser, daß er uns die Bibelots zertrümmert, als daß er immerfort gescholten und geschulmeistert wird und sich nicht rühren darf." Aber damit gab sich die Mutter nicht zufrieden. Sie erwägt jetzt, ob es ratsam sei, alle ihre Kleinodien in eine Stube zu packen, die ich nicht betreten soll, oder ob der Platz in der gegenwärtigen Wohnung zur Einrichtung eines solchen Prunkraumes nicht hinreicht. Man spricht von einem Umzuge in eine größere

Digitized by Google

Wohnung, wo ich meine Gummizelle haben soll. Was das ist, weiß ich nicht, der Vater nennt es so, und ich wundere mich, wie so ein Ding aussehen wird. Ich habe ein Ding aus Gummi. Was es ist, weiß ich nicht. Der Vater behauptet, es sei eine Katze, die Mutter spricht von einem Löwen, andre halten es für einen Hund oder für einen Elefanten. Wenn man ordentlich draufdrückt, quietscht es. Wird meine Gummizelle diesem Ding ähnlich sein? Aber wozu dann eine größere Wohnung? Das Ding ist nicht viel größer als meine Hand. Na, ich habe Zeit und kann warten.

Auch bin ich nur so im Plaudern auf die Gummizelle gekommen. Ich wollte von ganz andern Dingen berichten. Wie gesagt: die großen Menschen sind steif und ungeschickt. Ich klappe meine große Zehe nach vorn wie nach hinten um und bewege alle kleinen nach allen beliebigen Richtungen, allein und zusammen. Ich kann mich nach hinten umfallen lassen, daß die Fersen den Hinterkopf berühren. Alle meine Gelenke arbeiten vorwärts und rückwärts mit der nämlichen Leichtigkeit. Der Vater ist erstaunt und sagt, ich sei mit doppelten Scharnieren ausgerüstet.

Mit der Sprache aber, worin der Vater mich als zurückgeblieben schilt, bin ich nicht weniger geschmeidig wie mit allen andern natürlichen Werkzeugen. Gestern habe ich ihm Sachen vorgemacht, die er vergebens nachzumachen suchte. Ich kann zischen und sprudeln,

Digitized by Google

schnalzen und brudeln, tittern und schnurren, daß dem Alten der Verstand stillsteht. Kurz, mein Sprechapparat ist viel geschmeidiger und in besserer Ordnung als der seinige, und während ich sehr wohl imstande wäre, alles nachzureden, was er mir vorreden könnte, kann er meine Töne so wenig nachmachen, wie er mit der Geschmeidigkeit meiner Glieder konkurrieren kann. Seine Zunge ist ebenso steif und unbeholfen wie seine Gelenke, und, die rechte Wahrheit zu sagen, tut mir der Mann leid. Ich weiß nicht, wie er sich bei solcher Ungeschicklichkeit durch die Welt helfen kann.

Eine Sache aber macht er sehr gut: er singt wunderschön. Ich singe mit. Dann sitze ich auf seinen Knien, und wir hopsen auf und ab. Er weiß sehr schöne Lieder, eine ganze Menge, und ich singe mit. Am besten gefällt mir das Lied, wo am Ende laut gelacht wird: „Ich bin nicht gefahren ins Hahahahahaha Heu, juchhe! Ich bin nicht gefahren ins Heu!“ Aber neulich waren ein Onkel und eine Tante aus Deutschland da, die haben gesagt, solche Lieder dürfe man nicht mit kleinen Kindern singen. Jetzt studieren wir das Lied von dem jungjungen Zimmergesell. Um die Worte und um die Melodie kümmere ich mich nicht: ich singe so mit, wie es mir gerade aus der Kehle kommt, und strample den Takt mit Armen, Beinen, Kopf und Rumpf.

Leider will der Vater nicht immer singen. Er sagt, er hätte noch andre Dinge zu tun. Dann setzt er mich

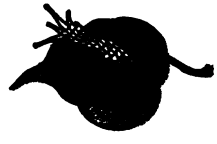
Digitized by Google

entweder auf meinen Stuhl oder auf den Boden. Auf dem Boden sitze ich lieber, aber Mama findet es nicht schön. Da ist nämlich nachher der Platz, wo ich gesessen habe, immer naß, und der Vater denkt nicht immer daran, erst ein Stück Wachstuch unterzulegen. Und wenn das Wachstuch untergelegt wird, nützt es auch nicht viel, denn ich mache Entdeckungsreisen im ganzen Zimmer und rutsche von der Mitte aus, wo man mich hinsetzt, nach allen Richtungen hin, um mir die Ecken, die Wände und die mancherlei Gegenstände gehörig zu betrachten. Und dabei schleppe ich natürlich die Nässe mit mir herum und gebe dem Teppich überall etwas davon ab.

In der Stube sind viele gefährliche Fallen aufgestellt. Sehr gefährlich sind die Decken, die von Tischen, Gesimsen und von dem Divan herabhängen. Wenn man da einen Zipfel packt und daran zieht, so kommt gleich ein ganzer Haufen Dinge herunter. Seit ich die arme Jungfrau von Nürnberg herabgerissen und in Scherben verwandelt habe, ist man sehr vorsichtig geworden und gibt acht auf alles, was tief genug ist, um mir in die Hände geraten zu können. Auch die Stühle sind gefährlich. Wenn man einen am Stempel packt und gehörig reißt, fällt es dem steifen Ding plötzlich ein, umzufallen, und dabei kommt es ihm nicht darauf an, ob man den Fuß oder selbst den Kopf gerade da hat, wo er hinfällt. Vor einer halben Stunde habe ich einen Stuhl umgeworfen, auf

Digitized by Google

dem ein ganzer Stoß Bücher lag. Das ist nun wahrhaftig die Schuld des Vaters. Legt man so viele Bücher auf einen Stuhl? Gibt es dafür nicht die Bücherschränke? Mama hat ihm ordentlich die Meinung gesagt. Außerdem hätte der Vater auf mich achtgeben sollen. Mama hatte es ihm scharf anempfohlen. Aber da stellt er sich an den Tisch und hämmert auf dem komischen Ding herum, womit er seine Artikel schreibt. Und wenn er da einmal fünf Minuten dran ist, hört und sieht er nichts mehr, vergißt den Kaffee, der kalt wird, das Feuer, das ausgeht, und mich, der ich eine Zeitung auffresse und am Ersticken bin oder einen Stuhl umwerfe oder eine beladene Decke herabziehe. Erst wenn die Katastrophe hereingebrochen ist, hört er auf mit dem Hämmern, eilt herbei und stellt den Umfang des angerichteten Schadens fest. Er hat wirklich Glück, diesen Beruf gefunden zu haben, bei dem es nichts ausmacht, wenn man nicht merkt, was um uns vorgeht: als Kindermädchen hätte er sich nicht bewährt. Die Mutter sagt es ihm alle Tage, und ich bin ganz ihrer Ansicht.



Digitized by Google

4

Im Walde

So, da wären wir jetzt auf dem Lande. Der Wechsel hat mich so überrascht, und da gab es so viel Neues, daß ich volle zwei Monate lang nicht an mein Tagebuch gekommen bin. Um hierher zu gelangen, das war eine komplizierte Geschichte. Zuerst trug man mich die Treppe hinunter. Vor der Haustür hielt einer der luftigen Wagen mit dem Hottogaul, die mir immer so viel Spaß machten wenn ich sie vom Fenster aus auf- und abrollen sah. In diesen Wagen sind wir gestiegen: ich, Mama und Papa.

Papa hatte eine Flasche mit einem Kautschukstopfen in der Tasche. Die Flasche sah aus der Tasche heraus, und die Leute lachten. Die Leute sind dumm. Hätten sie gewußt, was in der Flasche war, so hätten sie nicht gelacht. Ich habe es nachher erfahren: es war sogenannte sterilisierte Milch, abscheuliches Zeug, nicht zu genießen. Ich habe mich, sobald ich davon gekostet habe, energisch geweigert, dieses Gebräu zu trinken, und so lange habe ich gelärmt und geschrien, bis die

Digitized by Google

Mama sich entschloß, ihre Pflicht zu tun und mir das zu trinken zu geben, was mir allein zukommt und gefällt.

Aber das geschah erst später. In dem Wagen mit dem Hottogaul hatte ich noch keinen Hunger. Der fuhr mit uns rollend und polternd über das Pflaster, zwischen endlosen Häusern hin. Dann gingen wir in ein großes Haus, und da fanden wir in langen Reihen kleine hölzerne Häuschen aufgestellt. Diese Häuschen standen auf Rädern, und jedes davon war in winzig kleine Kämmerchen eingeteilt. Das Kämmerchen, das wir betraten, war ganz mit Menschen angefüllt, und es war entsetzlich heiß.

Das gefiel mir gar nicht. In dem Kämmerchen waren drei oder vier Tanten und ebensoviele Onkel, die ich alle nicht kannte, und die sich so stellten, als ob sie mich auch nicht kannten. Einer dieser Onkel, der eine Zeitung las, guckte zornig nach meiner Ecke, so oft ich schrie. Die andern taten so, als ob sie überhaupt nichts von meiner Anwesenheit merkten.

Es war nicht schön in diesem Kämmerchen. Vorn an der Reihe der kleinen Holzhäuschen mußten wohl Hottogäule sein, oder aber man schob von hinten wie an einem Wagen. Jedenfalls setzte sich die Sache in Bewegung, und nun zogen alle möglichen grauen, braunen und grünen Dinger an den Fenstern vorbei, leider so schnell, daß man keine Zeit hatte, sie ordentlich zu untersuchen und zu erkennen. Mitunter hielt

Digitized by Google

das Ding an, ein Onkel oder eine Tante stieg aus, und dafür stieg ein andrer ein.

Unter diesen Umständen wollte man mich mit der erwähnten Flasche, die der Vater in der Tasche trug, zum Schweigen bringen, aber Prost die Mahlzeit! Die Mutter schaute verlegen den Vater an und schielte nach den fremden Onkeln und Tanten hinüber, als ob die etwas in der Sache mitzusprechen hätten. Ich aber bestand auf meinem Recht, und schließlich bequemte sich die Mutter dazu, mir zu trinken zu geben. Die fremden Onkel und Tanten sagten nichts und schauten zum Fenster hinaus. Ich habe aber bemerkt, daß sie von Zeit zu Zeit heimlich nach mir hinüberschielten. Wahrscheinlich waren sie auch hungrig, aber da sollen sie zu ihrer eignen Mama gehen!

Nach einer Weile, als die Sache wieder einmal anhielt, stiegen wir alle aus, und ich wurde in meinen Wagen gelegt, worauf wir eine lange Wanderung durch einen sehr schönen grünen Garten antraten, den man Wald nennt.

Dieser Wald gefällt mir ausnehmend. Da stehen hohe Bäume, deren Aeste mit grünem Laub besetzt sind. Mit dem Laub spielen der Wind und die Sonne, und kleine Vögel, die sich nicht fangen lassen, pfeifen und trillern so lustig, daß ich gern mitpfiffe, wie es der Vater tut. Der Boden ist nicht aus harten Brettern wie zu Hause und auch nicht aus abscheulichen Pflastersteinen wie auf der Straße, sondern er

Digitized by Google

ist mit Moos und Gras bedeckt, viel weicher und schöner als unser Teppich zu Hause. Und zwischen dem grünen Moos und Gras wachsen bunte Blumen ohne Zahl, und tausend kleine Käfer, Mücken, Ameisen eilen da hin und her und machen verwundert Halt, wenn sie mich bei ihren Geschäften erblicken.

Mitten im Wald stehen ein paar Häuser; keines ist so hoch wie unser Haus in der Stadt, und man braucht nicht fünf Treppen zu steigen. Und in all den Häusern zusammen wohnen nicht so viel Onkel und Tanten wie in Paris in unsrer Straße allein. Die Straße, die mitten durch dieses kleine Dorf geht, ist sehr holperig, und mein Wagen macht große Sätze auf den ungefügen Pflastersteinen.

Aber ich habe noch gar nicht aufgezeichnet, daß ich jetzt einen Wagen habe, jawohl, einen Wagen und einen Stuhl. Auf dem Stuhl sitze ich, wenn die Eltern essen, und dann gelingt es mir fast immer, eine Schüssel, einen Teller, eine Flasche oder wenigstens das Brot mit meinen Fingern zu erwischen und auf den Boden zu werfen. Den Stuhl habe ich sehr gern, denn so habe ich doch nicht mehr nötig, auf dem Schoß eines Großen zu sitzen, wenn ich am Tisch sein will. Ich bin jetzt selber ein Großer und throne da so gut wie Vater und Mutter.

Auch der Wagen ist eine schöne Erfindung. Wenn ich vorher frische Luft schöpfen sollte, schleppte man mich auf den Armen herum, und das war oft un-

Digitized by Google

bequem. Besonders wenn ich schlafen wollte. Mit dem Wagen ist es viel schöner. Da liege ich beinahe wie im Bett. Bin ich wach, so sehe ich die tausend Dinge an, die an mir vorüberrollen, will ich schlafen, so wiegt und lullt das Schaukeln des Wagens mich ein.

Jeden Nachmittag machen wir eine Reise. Solange wir auf dem holprigen Pflaster des Dorfes sind, schiebt die Mutter den Wagen. Draußen im Walde aber muß der Vater drücken. Ich weiß nicht, warum sie sich so in die Arbeit geteilt haben, aber ich habe gehört, wie die Mutter, als der Vater auch zwischen den Häusern den Wagen schieben wollte, ihm gesagt hat, es sehe lächerlich aus, wenn ein Mann so was tue.

Na, mir kann's einerlei sein, wer den Wagen schiebt, solange es nicht der Onkel ist, der jetzt bei uns im Dorfe ist. Das ist ein fürchterlicher Mensch, und meine Eltern sollten mich dem nicht anvertrauen. Einmal läuft er Galopp mit dem Wagen, dann hält er mit einem plötzlichen Ruck inne, und es würde mich weiter nicht wundern, wenn er eines schönes Tages die ganze Geschichte in den Graben würfe. Ich begreife nicht, wie meine Eltern so unvernünftig sein können! Wenn ich mir nachher die Nase gebrochen habe, ist es zu spät zum Lamentieren!

Im Walde ist es schön.

Wir suchen uns ein hübsches Plätzchen, nicht feucht,

Digitized by Google

sonnig, aber nicht heiß, der Vater breitet eine große Decke auf das schöne weiche Moos, und wir setzen oder legen uns alle darauf, ich natürlich in der Mitte.

Das ist sehr hübsch!

Hohe, schwankende Gräser und Blumen zittern im Lufthauch und kommen spielend herüber zu mir, um mich neckisch zu kitzeln. Ich hasche danach, halte sie fest, sie schlüpfen mir durch die Finger, fliehen weit zurück, kommen wieder heran. Grabsch! Da habe ich es gefaßt. Jetzt kann es nicht mehr weg. Ich untersuche es genau, zerpflücke den Stengel und die Blättchen. Sieh da, da krabbelt ein kleines schwarzes Käferchen auf dem grünen Blatt. Ich tappe danach, aber da geht das Tierchen auf einmal auseinander, fast so wie Mamas Sonnenschirm. Es macht Srrr und fliegt weg. Ich schaue ihm nach, aber nicht lange, denn im Walde wimmelt es von Blumen und Käfern. Alle Sorten gibt es, und alle Sorten freuen mich und spielen mit mir.

Aber Papa und Mama können es nicht leiden, wenn ich die Grashalme und Blumen essen will. Wozu sind diese Dinge aber überhaupt da, wenn man sie nicht essen darf? Es ist wahr, man kann mit ihnen spielen, aber das ist doch nichts Ordentliches. Wirkliches Vergnügen hat man nur an den Dingen, die man essen kann, und ich kann nach meinen nunmehr achtmonatigen Erfahrungen kühnlich behaupten, daß mir nichts mehr Spaß macht als Essen und Trinken.

Digitized by Google

Und da ich gerade davon rede, muß ich verzeichnen, daß mein Speisezettel immer größer und reichhaltiger wird. Die beste Sache ist freilich die alte geblieben, und wenn es nach mir ginge, bekäme ich überhaupt nichts als Muttermilch. Aber da wird in aller Stille ein Attentat gegen mich vorbereitet, und ich merke wohl, daß diese schönen Tage nun bald vorüber sein werden. Jeden Tag gibt es weniger von der Mutter und mehr aus allerlei Schüsseln und Töpfen. Die rechte Wahrheit zu sagen, schmecken mir alle diese Sachen sehr gut. Am besten gefällt mir das Ei, dann ist da ein gelbbrauner Brei, sogenanntes Kindermehl, und Sagobrei esse ich nun schon seit vier Monaten oder noch länger. Ich werde schon so alt, daß mein Gedächtnis mich zu täuschen anfängt.

Ich gebe zu: alles, was man mir zu essen gibt, ist sehr gut. Aber da sind sonst noch so viele Dinge, die mir vortrefflich zu essen scheinen und die man mir durchaus nicht geben will. Von den Blättern, Blumen und Gräsern habe ich schon gesprochen. Auch die Käfer und sonstigen Tierchen, die da im Gras herumkrabbeln, würden wahrscheinlich ganz gut schmecken. Aber wie ich so etwas in den Mund stecke, packt Vater oder Mutter zu und nimmt mir den Leckerbissen weg.

Das meiste Verständnis scheint in diesem Punkt der Onkel zu haben, der nämliche, der mit meinem Wagen die Dummheiten macht. Er sympathisiert mit

Digitized by Google

mir und reicht mir Pantoffeln, Stopfen, Brotstücke, Hüte, Spazierstöcke und sonst alles mögliche, was ihm in die Hände fällt. Das gibt er mir und freut sich, wenn ich ein Ende in den Mund schaffe und das Zeug mit meinen Zähnen — vier oben und zwei unten — klein zu kriegen suche. Dafür aber wird der Onkel von Papa und Mama streng ausgescholten, und wenn die dabei sind, fürchtet er sich und gibt mir nichts zu essen. Ich habe mir aber vorgenommen: wenn ich groß bin und machen kann, was ich will, dann esse ich alle Stiefel, Pantoffeln, Spazierstöcke, Teppiche, Tischtücher und überhaupt alles auf, was mir in die Hände fällt. Und ganz besonders werde ich Zeitungen essen. Zeitungspapier schmeckt sehr gut, und überhaupt hat man großen Spaß mit Zeitungen.

Ich weiß nicht, was mein Vater will. Er sagt: „Wenn ich nur den Quatsch nicht lesen müßte!"

Antwortet die Mutter: „Du schreibst ja selbst hinein!"

Brummt der Vater: „Ist doch Quatsch! Ich begreife nicht, wie irgend jemand, der nicht beruflich dazu gezwungen ist, jeden Tag eine oder gar mehrere Zeitungen lesen mag! Ich würde es für mein vollkommenes Glück ansehen, keine Zeitung mehr ansehen zu müssen. Und nun muß ich jeden Tag zwanzig oder mehr ansehen! Eine Tierquälerei!"

Das kann ich nicht verstehen. Ich lese sehr gern die Zeitung. Es ist mein Hauptvergnügen. Mutter

Digitized by Google

oder Vater setzt mich in meinem Stuhl zurecht, stopft ringsum Decken ein, daß ich nicht umfallen kann, und gibt mir dann das Blatt in die Hand:

„Da, Bubi, lies die Zeitung!“

Zeitunglesen ist wunderschön! Ich packe das Papier an einem Ende und schwinge es hin und her. Es knistert und knittert, knarrt und knallt. Es ist zum Entzücken, und ich jauchze vor Freude laut. Habe ich von dem Schwenken und Flattern genug, so nehme ich auch die andre Hand dazu. Jetzt fängt das Zeitunglesen erst ordentlich an. Mit heftigem Ruck reiße ich von beiden Seiten zugleich. Das Papier kracht und kreischt. Ritsch, reißt ein Fetzen ab. Den werfe ich weg und packe das Blatt von neuem. Ein Fetzen nach dem andern muß herunter. Jedesmal tut es einen schrillen Kreisch, der mich kitzelt und freut. Ist das ganze Papier zu kleinen Fetzen verarbeitet, dann ruhe ich aus von meiner Arbeit und lache dem Vater zu.

Der weiß, was ich sagen will, denn er versteht die Säuglingssprache vortrefflich.

Er nickt mit dem Kopfe und sagt:

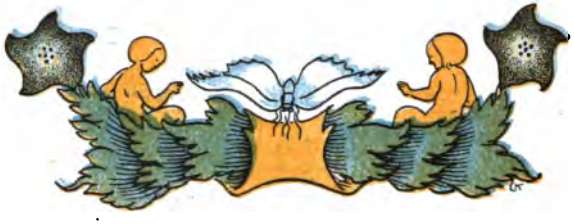
„Du hast recht, Bubi, das ist die richtige Art, Zeitungen zu lesen.“

Und dann seufzt er und schreibt weiter an den Artikeln, die ich morgen oder übermorgen zerreißen werde.

So arbeiten wir zusammen und sind vergnügt.

Mein Vater und ich, wir beide verstehen uns!

Digitized by Google



5

Babababa — Mamamama

Neulich — um künftigen Geschichtsschreibern und Forschern ihre Arbeit zu erleichtern, füge ich bestimmend hinzu, daß ich einen Tag weniger oder mehr als acht Monate zählte — plapperte ich so vergnügt für mich hin: „Babababababa!“

Da entstand ein großer Aufruhr im Hause. Ich selbst erschrak am meisten, denn ich glaubte, es sei etwas Fürchterliches passiert. Denn die Frau, die jetzt auf dem Lande da so herumheftelt und sich über mich entzückt, wenn meine Eltern in der Nähe sind, diese Frau also, deren Namen ich noch nicht weiß, da der Vater nur „das alte Weib“, die Mutter aber „Madame“ zu ihr sagt, die hatte kaum gehört, daß ich „Babababa“ sagte, als sie einen schrillen und unangenehmen Jubelschrei ausstieß und wie besessen die Treppe hinunter und hinaus in den Garten lief, wo sich die Mutter zu schaffen machte.

Digitized by Google

Von weitem schrie sie so gellend und durchbohrend, daß ich oben in der Kammer, wo ich auf dem Boden saß und mit einem Tannenzapfen spielte, zusammenfuhr:

„Madame, Madame, il parle! Bébé parle!“

Und dann kamen die Mutter und der Onkel und der Hund und die Nachbarinnen, und alle stellten sich um mich herum und sagten:

„Sprich, Bubi, sprich!“

Ich schaute sie stumm und beklommen an und versuchte in ihren Gesichtern die Ursache ihrer Erregung und ihre Wünsche zu lesen. Um mir diese deutlicher zu machen, begann eine nach der andern mir vorzusagen:

„Bababababa, Mamamamama!“

Der Vater war nicht da. Seit wir auf dem Lande sind, sehe ich ihn überhaupt nur selten. Er muß in der Stadt bleiben und Artikel für die Zeitungen schreiben. Sind sie geschrieben, dann bringt er mir die Zeitungen mit, und ich zerreiße sie, was eine schöne Sache ist.

Aber so oft er zu uns herauskam, hatte er sich über „das alte Weib“ geärgert. Das empfing ihn immer mit einem Jubelgruß, halb Krächzen einer Gießkanne, die von einem kleinen Jungen als Trompete benutzt wird, halb Schmierseife und Rizinusöl. Diesen Vergleich habe ich nicht selbst erfunden, denn ich kenne die darin genannten Gegenstände noch nicht, sondern der Vater, der bei der Mutter über die Alte schimpfte.

Digitized by Google

Der Gruß der Alten aber bestand darin, daß sie eilends dem Vater voraus dahin lief, wo ich lag oder saß und mir vorplapperte:

„Da ist der Papa. Sag Papapapapapa."

War der Vater nicht da, sondern nur die Mutter, so sagte die Alte: „Mamamamamama."

Und das konnte der Vater nicht leiden. Die Stimme des „alten Weibes" ärgerte ihn. Die Mutter war andrer Ansicht. Ueberhaupt merke ich, daß mein braves Elternpaar nicht immer am nämlichen Strange zieht. Wenn irgendein Onkel oder eine Tante da ist, sind sie freilich immer zufrieden und vergnügt miteinander, aber wenn wir drei unter uns sind, dann werden die Meinungsverschiedenheiten ausgefochten, und dabei bin ich leider gewöhnlich das duldende Opferlamm. Denn fast immer handelt es sich um mich, der ich, das kann ich bei aller Bescheidenheit sagen, den mir zukommenden Platz im Mittelpunkte des mich umgebenden Weltgetriebes seit meiner Geburt behaupte und ohne Zweifel mein ganzes Leben lang behaupten werde. Ueber die Art, wie ich genährt werden muß, ob ich zu warm oder zu leicht gekleidet bin, wann ich in den Garten oder in den Wald soll, wie ich gebadet und gewaschen werden muß, und über tausend ähnliche Fragen von größter Wichtigkeit streiten sich die Urheber meiner Tage fast an jedem Tage, wo der Vater uns besucht. Gewöhnlich behält der Vater recht, denn er imponiert der Mutter, indem er gelehrte

Digitized by Google

Bücher und Professoren zitiert, welche die von ihm verteidigten Erziehungsmethoden empfehlen. Er behält aber nur in dem Wortstreite recht: in der Sache macht die Mutter, was sie will.

Das kann sie um so besser, als der Vater, wie schon gesagt, die meiste Zeit in der Stadt ist. Aber auch wenn er bei uns ist, und selbst wenn ihm die Mutter soeben recht gegeben hat, befolgt sie in der Praxis die von ihm befürworteten Ratschläge nicht, und wenn er sich herausnimmt, tätlich eingreifen zu wollen, gerät sie in großen Zorn und sagt ihm:

„Rühr ihn nicht an. Geh und schreib deine Artikel und laß meinen Sohn in Ruhe!"

Aengstlich zieht sich dann der Vater zurück und murmelt höchstens etwas von unverständigem Eigensinn der Weiber, wenn er nicht vorzieht, sich durch den lachenden Vergleich mit der Löwin, der man ihr Junges rauben will, aus der Verlegenheit zu helfen.

Oft auch kommt es zum Streit zwischen den beiden, weil die Mutter trotz aller zürnenden Verweise des Vaters dabei bleibt, mich nie anders als „meinen Sohn" zu nennen. Dann streiten die beiden wohl eine Viertelstunde, wer von ihnen das größere Anrecht auf mich habe. Der Vater zitiert da einen Weisen Namens Kysarcius und sagt, der habe in der Lebensgeschichte des Triftram Shandy, die der meinigen insofern ähnlich sei, als sie nicht viel weiter gekommen sei als bis jetzt die meinige, aus den bedeutendsten

Digitized by Google

Autoritäten der Gelehrſamkeit nachgewieſen, daß die Mutter eines Kindes überhaupt nicht verwandt mit ihrem Kinde ſei und ſomit nicht das Geringſte in Sachen des Kindes zu ſagen habe. Und daß es ſomit zwar dem Vater freiſtehe, das Kind „mein Sohn“ zu nennen, daß hingegen die Mutter nimmermehr eine ſolche Bezeichnung gebrauchen dürfe. Höchſtens dürfe ſie „unſer Sohn“ ſagen, und auch das nur mit der vorher ergangenen Genehmigung des Vaters. Dazu aber ſagt die Mutter gar nichts, ſondern lacht den Vater nur aus, während ſie die Achſeln zuckt. Ich glaube danach, in der Theorie der gelehrten Bücher mag wohl der Vater die Hauptperſon im Hauſe ſein, im praktiſchen Leben aber hat er nichts zu ſagen, und da iſt die Mutter Gebieterin.

Alſo wenn die Alte den Vater damit begrüßte, daß ſie ſich neben mich ſtellte und mit der roſtigen Schmierſeifenſtimme flötete: „Babababababa“, dann wurde der Vater bös. Er tat, als ob er die Alte weder hörte noch ſähe, nahm mich auf und ſchleppte mich weg, um mit mir allein zu ſein und mir ſeine Geſchichten zu erzählen.

Die Mutter ſagte, er habe unrecht, denn nur auf dieſe Weiſe könne ich ſprechen lernen. Der Vater ſagte, das ſei nicht „ſprechen“, wenn ich irgendeinen Laut von mir gäbe, deſſen Bedeutung mir gar nicht klar ſei. Und dann redete er theoretiſch und die Mutter praktiſch.

Digitized by Google

Das alte Weib hatte mich ungefähr zwei Monate lang mit ihrem „Bababababa“ und „Mamamamama“ gequält, da tat ich ihr eines Tages den Gefallen, als ich mit meinem Tannenzapfen plauderte, diesen vortrefflichen Kameraden „Babababa“ zu nennen. Die Wirkung meiner Aeußerung habe ich schon beschrieben.

Als einige Tage später der Vater zu uns kam, lief ihm alles mit Freudengeschrei entgegen:

„Bubi spricht! Er sagt Papa!“

Der Vater machte sein von den Bemühungen der Alten bekanntes spöttisches und unzufriedenes Gesicht und sagte nur:

„Dummes Zeug!“

Auch als man ihn dann zu mir geführt und ich nach vielen Aufforderungen mein „Babababa“ hatte hören lassen, wurde er deshalb nicht so zufrieden und stolz, wie es alle andern gewesen waren.

Erst jetzt scheint er auf die Tatsache stolz zu sein, daß ich zuerst „Bababababa“ und erst einige vierzehn Tage später „Mamamamama“ gesagt habe. Er behauptet in seinen Gesprächen mit der Mutter, dies sei ein neuer Beweis dafür, daß der Vater die Hauptperson im Hause sei. Dann stellen sich wohl die beiden neben mich und versuchen wetteifernd, wer die erste Begrüßung aus mir herausbringen kann.

Der Vater macht sein „Babababa“ fast so schmierseifern und ölglatt wie das alte Weib, und die Mutter ruft dagegen ein verführerisches „Mamamamama“. Ich

Digitized by Google

aber verhalte mich neutral, gebe keinem von beiden recht und sage entweder gar nichts oder zur Abwechslung: „Jajajajaja".

Dieses „Jajajaja", das ich erst lernte, als ich beinahe zehn Monate alt war, erfreut anscheinend den Vater noch mehr als mein „Babababa". Er sagt, das sei ein Zeichen, daß das deutsche Blut stärker in mir sei als das von der Mutter überkommene französische, und fordert die Mutter hohnlächelnd auf, mich einmal „Oui" sagen zu lassen. Ueber kurz oder lang werde ich das auch tun, und ich sehe schon die Zeit herannahen, wo ich genau so viele Dummheiten im Laufe des Tages sagen werde wie die Menschen, die mich umgeben.

Vorläufig aber sage ich nichts Dummes, denn ich bilde noch keine Worte und noch weniger Sätze. Um der Wissenschaft zu dienen und auch, weil ich fürchte, es später nicht mehr so genau zu wissen, verzeichne ich also, daß ich den ersten, von meiner Umgebung für artikuliert erklärten Laut hervorgebracht habe, als ich acht Monate alt war. Und zwar war das „Baba", danach kam „Dada", fernerhin „Mama", „Jaja" und „Nana". In diesem Augenblick, wo ich knapp zehn Monate alt bin, kämpfe ich mit „Wawa" und bringe es schon ganz deutlich heraus.

Mitunter, besonders wenn man mich schwer gekränkt hat und ich mein Herzeleid laut in die Welt hinausjammere, genügt mir der Laut „a" nicht, und

Digitized by Google

ich hänge noch ein „i“ daran. Dieses stöhnende und jammernde „ai“ hört der Vater nicht gern. Er behauptet, wie „Jaja“ deutschen, so sei „ai“ französischen Ursprungs, und wenn ich ein richtiger deutscher Junge wäre, so dürfte ich nur „au“ oder „o“ weinen.

Wie ich aus den Gesprächen meiner Umgebung vernehme, stehe ich erst ganz am Anfang meiner Sprachstudien und habe noch die größte Zahl der zum verständigen Sprechen nötigen Laute zu erlernen. Na, sehr lange wird es nicht mehr dauern, und ich bin ein ebenso großer Schwätzer wie das alte Weib, das den ganzen Tag plappert und dummes Zeug schwatzt. Die Sache eilt mir aber gar nicht, und ich verspüre im Grunde wenig Bedürfnis, den Leuten Geschichten zu erzählen oder gar mir von ihnen Geschichten erzählen zu lassen.

Indessen werde ich mich doch bequemen müssen, die Sprache der Erwachsenen zu lernen, da sie keine Lust bezeigen, die meinige ordentlich zu studieren, und sich über meine Befehle, so deutlich ich sie auch hinausschreie, jeden Augenblick irren. Aus diesem Grunde wird es gut sein, mir ihre Sprache anzueignen, damit sie mir nicht zu trinken geben, wenn es mir kalt ist, oder mich schlafen legen, wenn ich meinen Tannenzapfen haben will. Also muß ich fleißig üben: „Babababamamamadadadadajajajananananana“.

Digitized by Google

6

Selbſt iſt der Mann

Mein Vater hat der Mutter den folgenden Satz vorgeleſen:

„Wie das Kind die Mimik des Lachens oder Weinens verſtehen lernt, indem es dieſe Mimik mitmacht und an dem eignen Muskelvorgang, den es hervorruft, auch die innere Urſache des Behagens oder Unbehagens zu empfinden imſtande iſt, ſo — — —“

Meine Mutter hat das nicht verſtanden. Ich auch nicht. Aber mein Vater hat die Sache ins Verſtändliche zu überſetzen geſucht. Er ſagte, der Satz ſolle bedeuten, daß die Kinder erſt von den Großen abgucken müſſen, wie man weint und lacht. Daß ſie aber von ſelber nichts wiſſen, ſondern alles erſt durch Nachahmen erlernen. Der Mann, der den Satz geſchrieben, hat ein ganzes Büchelchen mit ſolchen Sätzen angefüllt, und mein Vater ſagt, man müſſe jeden Satz dreimal von vorn nach hinten und ebenſo oft von hinten nach

Digitized by Google

vorn lesen, ehe man einen Dämmerschein von dem erhalte, was der Schreiber eigentlich sagen wolle. Und ganz sicher sei man seiner Sache nie, so daß also auch in diesem Falle die Uebersetzung des Vaters vielleicht nicht richtig ist und der Satz etwas ganz andres bedeutet. Auch hat er gesagt, der Mann, der das geschrieben, sei ein berühmter Bildhauer, der in seiner Kunst ebenso klar und verständlich sei, wie seine Literatur dunkel und unverständlich ist.

Dem allen habe ich nicht sehr aufmerksam zugehört. Was mich interessierte, war nur die Behauptung, daß wir Kinder alles erst den Erwachsenen absehen müßten, daß wir nicht einmal lachen und weinen könnten, wenn uns die Erwachsenen das nicht vorgemacht hätten. Das ist wieder eines der lächerlichen Vorurteile der erwachsenen Menschen, deren ich auf dem von Tag zu Tag länger werdenden Lebenspfade immer mehr antreffe. Neulich hat mein Vater behauptet, ich sei überhaupt nur ein seelen- und gedankenloser Fleischklumpen. Seither habe ich ihm schon gezeigt, daß ich genau so viel Seele und Gehirn habe wie er. Jetzt kommt gar dieser Bildhauer, der wahrscheinlich niemals mit andern als mit steinernen Kindern zu tun gehabt hat, und behauptet, ich müsse erst ihn ansehen, um nachmals weinen oder lachen zu können.

Warum sagt er nicht auch gleich, ich hätte das Schreien erst von meinem Vater lernen müssen? Warum geht er nicht bis zum Saugen?

Digitized by Google

Es ist zu komisch, was diese großen Menschen sich alles einbilden! Nein, Herr Bildhauer, ich konnte schreien, als ich eine Sekunde auf der Welt war, und obschon meine Mutter etwas früher auch geschrien hat, so kann ich doch auf Ehre und Gewissen versichern, daß es durchaus nicht in meiner Absicht lag, sie mit meinem Geschrei nachzuahmen.

Es wäre mir auch sehr schwer gewesen, sie nachzuahmen und, wie sie sagen, ihre Mimik mitzumachen, denn meine an das lange Dunkel meines frühern Aufenthaltes gewöhnten Augen sahen in der neuen, hellen Umgebung tagelang überhaupt gar nichts. Ich habe also geschrien, nicht um jemand nachzuahmen, sondern weil mir die Sache ohne Zweifel Vergnügen machte. Ich wollte den Leuten ganz einfach anzeigen, daß ich angekommen war, und das konnte ich, da man mir keine Blechtrompete gegeben hatte, nur mit Hilfe meiner Stimme tun. Nachgeahmt aber habe ich dabei keinen Menschen, und die Mimik der andern kümmerte mich nicht.

Mit dem Weinen und Lachen ist es mir ebenso ergangen. Das Weinen habe ich zuerst gelernt. Es wäre auch sonderbar, wenn man eine so miserable Welt mit Lachen begrüßte. Weinen, richtig weinen mit Tränen, die meinen kaum sehenden Augen entquollen, konnte ich schon am vierten oder fünften Tage nach meiner Ankunft. So ganz genau bis auf die Stunde kann ich die Sache nicht mehr bestimmen, denn ich bin jetzt schon sechs Monate alt und fange an, wie

Digitized by Google

die Erwachsenen vergeßlich zu werden. Aber ich kann auch hier wieder versichern, daß mir kein Mensch diese Mimik vorgemacht hat. In den ganzen sechs Monaten meines Daseins habe ich bis jetzt keinen Menschen weinen sehen: die großen Leute sind alle so verstockt und verhärtet, daß die Abscheulichkeiten, die sie doch täglich ansehen und erleiden müssen, gar keinen Eindruck mehr auf sie machen, und gleichgültig gehen sie vorüber, wo empfindsame Säuglinge wie ich bittere Tränen vergießen.

Anders steht es mit dem Lachen. Weiß Gott; man lacht genug um mich herum, und kaum schaue ich irgend jemand ins Gesicht, so fängt der Mann oder die Frau auch schon zu grinsen an. Es ist wahr, daß ich dann mitunter mitlache. Aber das tue ich wahrhaftig nicht, weil ich die Mimik des Lachenden nachahmen will, sondern weil ich ein guter Kerl bin und gern jedem Menschen einen Gefallen tue. Und daß ich den Leuten einen Gefallen tue, wenn ich mit ihnen lache, das habe ich schon längst gemerkt. Ich lache also aus purer Gutmütigkeit: Ça me coûte si peu et ça leur fait tant de plaisir, würde ich sagen, wenn ich Französisch verstünde. Aber auch hier muß ich energisch Verwahrung einlegen gegen die Behauptung, ich hätte das Lachen erst von den Großen gelernt. Nein, das habe ich ganz allmählich ausprobiert, ganz für mich allein, ohne irgendwelche äußere Anleitung. Ich habe ganz allein für mich gemerkt, daß das Wohlbehagen in Magen und Mund,

Digitized by Google

um die Rippen herum und die Haut entlang bis hinunter zu den Fußsohlen eine sehr schöne Sache ist, und dieses Wohlbehagen tut sich kund nicht nur durch jenes Verziehen des Mundes, welches man Lachen nennt, sondern zugleich ziehe ich auch die Beine gegen den Leib, krümme sie zusammen, rücke das Bauchfell in die Höhe und zapple mit Füßen und Händen. Meint jener Bildhauer vielleicht, der Vater, die Mutter oder die Großmutter hätten mir diese Mimik vorgemacht? Ach Gott, die Leute sind ja so eingewickelt, beinahe so schlimm wie ich selber, und wenn sie wirklich eine solche Mimik ausführten, so könnte ich das doch nicht sehen. Ich habe also die ganze Mimik, über die ich verfüge, aus selbsteigner Kraft gelernt und nicht durch Nachäffung der andern.

In diesem Augenblick bin ich daran, den Zweck und Nutzen meiner Hände auszuprobieren. Damit habe ich allerdings schon vor vier Monaten begonnen, aber damals war ich noch sehr ungeschickt und kratzte mich selber mehr, als mir lieb war. Auch jetzt habe ich die Sache noch nicht ordentlich heraus, aber von Tag zu Tag mache ich Fortschritte, und ich zweifle nicht, daß ich bald imstande sein werde, alles, was sich in Greifweite befindet, zu fassen, zu halten und zu drehen und zu wenden, wie es mir gefällt. Und dabei fällt es mir nicht im Traume ein, meinem Vater oder meiner Mutter oder sonst irgend jemand zuzusehen, wie sie sich ihrer Hände bedienen. Das probiere

Digitized by Google

ich alles selber aus, ohne irgendwelche Anleitung und Lehre. Zuerst kamen meine Hände nur von ungefähr mit irgendeinem Gegenstande in Berührung. Nach und nach habe ich in mühsamen und langwierigen Studien herausgebracht, wie ich die Arme bewegen muß, um die Hände an die gewünschte Stelle zu bringen. Das hat mich mindestens zwei Monate gekostet, und ich bin immer noch nicht perfekt in der Sache. Als ich aber darin ungefähr Bescheid wußte, galt es, nunmehr auszuprobieren, wie die Finger arbeiten.

Das ist eine sehr schwierige Geschichte, denn es gibt tausend Möglichkeiten, einen Gegenstand mit den Fingern zu berühren, und nur eine einzige ist richtig, wenn es sich darum handelt, die Sache zu fassen und festzuhalten. Mindestens drei Wochen lang habe ich mich damit abgequält, ehe ich wußte, daß man mit dem Rücken der Hand nichts ergreifen kann. Beinahe zwei Monate hat es gedauert, ehe ich verstand, daß es ein schlechtes System ist, das Ding zwischen zwei Finger zu nehmen und diese seitwärts zusammenzudrücken. Daß es das richtige ist, die Sache so zwischen die Finger zu kriegen, daß ich die ganze Hand schließen und den Gegenstand zwischen der Handfläche und den Fingern halten kann, ist mir erst ganz in den letzten Tagen klar geworden. Und noch bin ich nicht am Ende meiner Forschungen. Es dämmert mir jetzt schon, daß der eine kurze und dicke Finger, der allein steht, während die vier andern zusammen eine Reihe bilden,

Digitized by Google

eine ganz beſondere Rolle ſpielen muß. Ich bemühe mich eifrig, dieſer Sache auf den Grund zu kommen, und ich erwarte zuverſichtlich, daß meine Bemühungen erfolgreich ſein werden.

Das aber kann ich beteuern, daß bei allen dieſen Experimenten, die mich meine Zeit, ſehr viel Nachdenken und unendliche Mühe koſten, die Nachahmung der erwachſenen Menſchen nicht die geringſte Rolle ſpielt. Und auch ſonſt ſind mir die Erwachſenen dabei von gar keinem Nutzen. Zwar fällt es mitunter einem Zuſchauer, der mich beobachtet, ein, mir den Gegenſtand, den ich erfaſſen möchte, handgerecht zwiſchen die Finger zu drücken, aber das nützt mir nicht das geringſte. Nur durch eignes Probieren und Selbſtmachen komme ich vorwärts, von den Erwachſenen lerne ich nichts, nicht das geringſte.

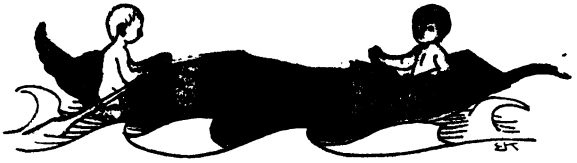
Doch, es iſt wahr, hie und da ſehe ich etwas, das mich zur Nachahmung reizt, aber das bezieht ſich nie auf den Gebrauch der Dinge, die ich von Geburt beſitze. Sondern es handelt ſich dann um fremde Dinge, die von den Erwachſenen erfunden und gemacht worden ſind. Daß ich an der Bruſt der Mutter treffliche Nahrung finde, weiß ich von ſelber, und das hat mir kein Menſch vorgemacht, daß aber in einer weißen Schüſſel etwas zu eſſen iſt, und daß man aus einem Glas trinken kann, das habe ich allerdings erſt von den großen Menſchen lernen müſſen. Wenn Vater und Mutter eſſen, legen ſie mich auf das Kanapee,

Digitized by Google

aber das gefällt mir nicht: ich will mit dabei sein am Tisch. Der Vater nimmt mich also auf den Schoß, denn da er lange Arme hat, kann er ganz gut um mich herumgreifen und so beide Hände zum Essen gebrauchen. Wenn er mich nicht aufnimmt, mache ich einen solchen Lärm, daß der gute Mann froh ist, mir den Willen tun und mich zum Schweigen bringen zu können. Da am Eßtisch lerne ich sehr viele Dinge durch Nachahmung. Ich sehe, wie der Vater eine hellgelbe Flüssigkeit in ein durchsichtiges Glas gießt und dann dieses Glas an den Mund bringt, worauf die Flüssigkeit verschwindet.

Das gefällt mir, denn ich sage mir: das muß eine gute Sache sein. Ich verlange also, daß ich auch etwas von der Sache bekomme. Der Vater lacht und hält mir das Glas an die Lippen, die Mutter aber zankt und will das Glas wegnehmen. Rasch schnappe ich zu, aber ich hätte ebensogut der Mutter ihren Willen lassen können, denn das Zeug schmeckt gar nicht sonderlich, und ich habe nichts dagegen, daß man das Glas sofort wegnimmt, obschon ich kaum das kleinste Tröpfchen bekommen habe. Manchmal gibt es auch bessere, süße Sachen, die man mir mit einem Löffelchen in den Mund steckt. Hierin lerne ich also in der Tat etwas durch Nachahmung der Erwachsenen, was aber Lachen, Weinen und andre natürliche Dinge anlangt, so stehe ich darin ganz auf eignen Füßen, oder vielmehr ich liege darin ganz auf dem eignen Rücken und habe keinem Menschen etwas abgeguckt.

Digitized by Google



7

Das Bad und der Topf

Eine Sache, die mich erfreut, ist das Bad. Anfangs hatte ich Angst, aber jetzt macht es mir Spaß. Man setzt mich in eine große Holzbütte, die der Vater eigens für mich hergestellt hat. Und er bildet sich ein, das Bad gefalle mir deshalb so gut, weil seine Bütte die Hälfte eines Rheinweinfäßchens ist, das er in der Mitte durchgesägt hat. Zuerst waren die Ränder rauh und scharf, und wenn ich mit dem Halse darankam, gab es einen roten Kratzer auf der Haut. Da hat der Großvater eines Tages einen Hobel mitbringen und die Ränder glätten müssen. Jetzt ist alles in Ordnung, ich kann mir nicht weh tun, und der Vater kann sich an dem Weingeruche freuen, der immer noch in dem Holze steckt. Ich für mein Teil mache mir nichts aus diesem Geruche, obschon der Vater dies glaubt. Der gute Mann irrt sich überhaupt ohne Unterlaß, wenn er meine Gefühle und Gedanken zu interpretieren sucht.

Digitized by Google

Die Bütte wird zur Hälfte mit lauem Waſſer angefüllt, und dann ſetzt man mich da hinein. Das iſt ein ſehr angenehmes Gefühl, und ich bin vergnügt. Nach einer Weile werde ich luſtig. Dann plätſchere ich mit beiden Händen und ſende Spritzer und Lachen über den Teppich. Das kann nun wieder die Mutter nicht leiden, während der Vater nur lacht, wenn der Teppich ſo oder anders naß gemacht wird. Er hat mehr Spaß an meinem Vergnügen als an dem Teppich. Um mich zu ruhigem Verhalten zu verlocken, gibt mir die Mutter ein paar Stopfen in die Bütte, die dann auf dem Waſſer herumſchwimmen, wo ich ſie zu fangen ſuche. Das iſt auch ganz hübſch, aber das Plätſchern gefällt mir doch beſſer. Freilich iſt die Sache nicht ungefährlich: wenn ich mit den Armen arbeite, wollen die Beine auch mit, und bei dem Strampeln verliere ich das Gleichgewicht und plumpſe entweder ganz in das Waſſer oder knuffe mir den Kopf am Rande meiner Bütte. Deshalb ſitzt immer eine Leibwache dabei, um mich zu halten und zu ſtützen, wenn ich ins Rutſchen und Fallen gerate.

Und da fällt mir noch eine andre Sache ein, bei der es noch ſchwieriger als in der Bütte iſt, das Gleichgewicht zu bewahren. Das iſt eine neue Erfindung, die an mir erprobt wird, ſeit wir vom Lande in die Stadt zurückgekommen ſind. Früher ließ man mich in Ruhe meine Geſchäfte beſorgen, große wie kleine. Alle paar Stunden zog man mir die Zeugen

Digitized by Google

dieſer Geſchäfte, die naſſen Windeln nämlich, ab und hüllte mich in friſche. Jetzt ſoll das anders werden: zwar beſteht man nicht darauf, die Windeln müßten trocken bleiben, aber man will mir ſonſt nichts als das Näſſen geſtatten. Ich aber habe noch ganz andre Geſchäfte zu beſorgen. Und dieſe Geſchäfte gehen nicht ſo ſtill und heimlich ab wie die andern. Da ich nichts ſo nebenbei, ſondern alles mit ganzer Willens- und Körperkraft tue, ſo merkt man mir am Geſicht an, was ich vorhabe. Ich beiße nämlich die Zähne aufeinander, halte den Atem an und drücke, was ich kann. Und dabei werde ich brandrot im Geſicht, und kleine Tröpfchen dringen aus meinen zuſammengekniffenen Augen.

Früher ließ man mir meine Ruhe, und das war nicht mehr als billig. Der Vater verlangt doch auch, man ſolle ihn in Ruhe laſſen, wenn er an der Arbeit iſt, und er kann gewaltig ſchimpfen, wenn Mama oder ich ihn bei ſeiner Schreiberei ſtören. Was aber dem einen recht iſt, das ſollte dem andern billig ſein. Oder bildet ſich der Vater etwa ein, was er an ſeinem Schreibtiſch macht, ſei wichtiger als das, was ich in meine Windeln mache? Für ihn vielleicht, aber gewiß nicht für mich.

Ich finde es alſo ebenſo ungerecht wie töricht, mich in meiner Beſchäftigung zu ſtören, wie es in der letzten Zeit geſchieht. Denn ſo oft ich das Signal gebe und rot werde, ſtürzt man ſich auf mich, entfernt in größter

Digitized by Google

Eile die Windeln und ſetzt mich auf ein Ding, das weder ein Schemel noch ein Hut iſt. Mit dem großen Hute, den der Vater aufſetzt, wenn er abends ins Theater geht, hat das Ding die meiſte Aehnlichkeit. Nur iſt es nicht ſchwarz, ſondern weiß, und man hängt es nicht an der Wand auf, ſondern ſchiebt es in den Nachttiſch. Auf dieſes Ding werde ich geſetzt, und dann beginnt ein lächerliches Schauſpiel, das mir wahrhaftig keine Hochachtung für die erwachſenen Menſchen einflößt. Da ſtehen nämlich Irma, die Mutter und mitunter auch der Vater um mich herum und ahmen mich nach. Alle halten den Atem an, werden rot im Geſicht und ſtöhnen und krockſen, als ob ſie in großen Beſchwerden ſeien, genau wie ich es bei meinem Geſchäfte tue. Ich weiß nicht, wollen die Leute ſich über mich luſtig machen, oder wollen ſie mich durch ihr Beiſpiel zur Nachahmung verlocken. Das aber weiß ich, daß der Sitz auf dem Ding verwünſcht unſicher iſt: drei- oder viermal ſchon bin ich mit der ganzen Beſcherung umgefallen, wenn man einen Augenblick meinen Arm losgelaſſen und die Augen von mir abgewendet hatte.

Ein Unglück war das weiter nicht, denn das Ding war leer. Ich habe nämlich nicht die geringſte Luſt, den Leuten den Willen zu tun, nur weil ſie ſich dahinſtellen und Grimaſſen ſchneiden, die ich als eine Verhöhnung meiner Perſon betrachten muß. Und überhaupt iſt mir dieſe ganze Einrichtung unangenehm. So

Digitized by Google

wie es bisher gewesen ist, gefällt es mir ganz gut, und ich sehe die Notwendigkeit einer Aenderung nicht ein. Warum soll ich auf dem Topf machen, was ich mit weit weniger Beschwer und ohne jegliche Umstände in den Windeln besorgen kann? Habe ich also meine Besorgung angefangen, und man greift mich, um mich auf den Topf zu setzen, so stelle ich alsbald meine Tätigkeit ein und lasse die Leute um mich herum ruhig stöhnen und drücken. Fällt mir nicht ein, sie nachzumachen. Ich kümmere mich nicht um ihre Geschäfte: mögen sie Windeln oder Töpfe benutzen, mir ist es einerlei. Dafür sollen sie aber auch mich in Ruhe lassen und mich nicht zwingen wollen, mich ihren Wünschen zu bequemen. Und ich will doch sehen, wer es am längsten aushält. Bereits hat die Mutter begonnen, schlapp zu werden. Wenn der Vater mit einem Indianergeheul auf mich losfährt und schreit: „Schnell, schnell! Den Topf! Er drückt!“ dann ziehe ich mich zusammen, als ob ich Essig getrunken hätte, — ein Vergleich des Vaters. Was ist Essig? — und die Mutter kommt mißmutig an und sagt: „O, es ist nicht der Mühe wert, er macht ja doch nichts.“

Ich habe also begründete Aussicht, die Pläne und Verschwörungen gegen meine Ruhe und Bequemlichkeit zu vereiteln. Noch sechs oder sieben Angriffe, denen ich mit stoischem Gleichmute und grimmiger Verschlossenheit entgegensehe, und die Leute geben die Sache auf und lassen mich zufrieden in meinen Win-

Digitized by Google

deln. Ueberhaupt, wozu hat man Windeln, wenn nicht, um seine Geschäfte darin abzuwickeln? Darauf bitte ich mir Antwort aus, und solange mir die Antwort nicht geworden ist, werde ich allen Töpfen der Erde mit Gleichmut und Mißachtung gegenübertreten! Und ich verbitte mir solche Bemerkungen wie Dreckbub und ähnliches, was mich der Vater heute morgen genannt hat, weil ich meine Geschäfte auf seinem Schoße besorgt und dabei seine Hosen nicht geschont habe. Wenn ihm das unangenehm ist, hätte er sich früher bedenken sollen. Ich habe nicht von ihm verlangt, auf die Welt gesetzt zu werden. Hinterrücks und ohne mich um meine Meinung zu fragen, hat man mich hineinbugsiert, durchaus ohne mein Zutun. Und wenn man mich gefragt und ich die Welt gekannt hätte, würde ich sehr energisch gegen das Vorhaben meiner Eltern protestiert haben. Und jetzt, wo man mich also schnöde hergebracht hat, möchte man auch gar noch mich dafür ausschimpfen, daß ich auf der Welt bin! Welch eine perfide Menschengesellschaft!

Die Menschen sind es nicht allein, die sich daran freuen, mir das Dasein zu verbittern: ich bin umgeben von Gegenständen, die eigens zu meinem Aerger und Kummer da sind. Allerdings muß ich zugeben, daß ich auch einige Freunde habe. Die Badbütte ist meine Freundin, und der Topf verhält sich wenigstens neutral. Ein heimtückischer Feind aber ist der kleine Schemel, dessen sich die Mutter zu bedienen pflegt,

Digitized by Google

um ihre Füße darauf zu stellen. Dieser Schemel ist eine wahre Kanaille und hat mehr Listen und Tücken in den Beinen als drei Menschen, wie ich sie kenne, im Kopfe. Wenn man mich auf den Fußboden setzt, fängt der Kerl sogleich Streit mit mir an. Er schiebt sich dicht an mich heran, und wenn ich ihn fasse, fällt er plötzlich um und trifft mich hart auf Hand oder Fuß. Vergebens suche ich ihn zur Ruhe und wieder auf die Füße zu bringen. Ich mag ihn greifen, wo ich will; ich mag heben, schieben oder ziehen, immer geht er nach einer andern Richtung, als ich beabsichtige, und ohne Unterlaß ist er darauf aus, die überraschendsten Purzelbäume zu schlagen, deren einziger Zweck der ist, mir einen Klaps zu geben. Wenn ich nicht so mutig und so beharrlich wäre, hätte ich den Kampf längst aufgegeben, so aber gehe ich jeden Tag drei- oder viermal immer von neuem an den Feind und suche ihn unterzukriegen. Bis jetzt ist es mir nicht gelungen, aber ich habe Zeit und werde ihm schon hinter die Schliche kommen, daß er zu Kreuz kriechen muß.

Daß die Stühle meine Feinde sind, habe ich neulich schon gesagt: sie lauern nur auf eine Gelegenheit, unversehens auf mich zu fallen und mir Bücher oder was sonst auf ihnen liegt, auf den Leib zu werfen. Ein sehr gefährlicher Feind, vielleicht der gefährlichste von allen, denn er ist überall, ist der Fußboden. Der hat die abscheuliche Gewohnheit, plötzlich hinter mir

Digitized by Google

aufzusteigen und mich scheußlich auf den Kopf zu hauen. Mitunter springt er vor mir auf und trifft mich auf die Nase, aber den Angriff von hinten zieht er vor. Aehnliche unversehene Angriffe übt hie und da der Diwan auf mich aus, wenn ich auf dem Teppich herumrutsche und mit dem Schemel kämpfe oder mich mit meinen Freunden amüsiere. Auf einmal, wenn ich gar nicht an den alten ekligen Kerl denke, kriege ich einen Schlag auf den Kopf, daß mir Hören und Sehen vergeht, und wenn ich mich umschaue, ist es der Diwan, der mir mit seiner harten und scharfen Holzkante einen Stoß gegeben hat. Einen sehr gefährlichen Feind bringt der Großvater mit. Ich weiß nicht, wozu er das Ding in der Hand trägt. Es ist ein langer Stock, ein gut Teil länger als ich und mit einem glänzenden runden Knopf am Ende versehen. Dieses Ding hat eine merkwürdige Angewohnheit, aus dem Gleichgewicht zu kommen. Wenn ich es in der Mitte fasse und damit nach vorne oder nach der Seite eine Bewegung ausführe, überschlägt es sich plötzlich und haut mir auf den Kopf oder auf die Hand, daß es nicht mehr schön ist. Dann ist da ein vierzinkiges, spitzes und glänzendes Ding, das sich bei den Mahlzeiten langsam und schleichend immer mehr dem Platze nähert, wo mein Stuhl steht. Die Mutter oder Irma legen es zu Anfang immer so weit von mir weg, daß ich es nicht erreichen kann. Im Verlaufe der Mahlzeit aber rückt das Ding näher und näher, bis ich es

Digitized by Google

schließlich in der Hand halte. Und dann fängt es an, um sich zu stechen. Einmal hat es mich schon in den Backen, ein andermal in die Hand gestochen.

Einen Freund besitze ich dagegen in einem andern ähnlichen Ding, das ebenfalls auf dem gedeckten Tische liegt, aber keine Zinken und Spitzen hat, sondern rund zuläuft. Dieses Ding wird mit dem einen, etwas hohlen Ende in irgendeine Schüssel getunkt und mir dann mit dem nämlichen Ende in den Mund gesteckt. Da ist dann immer etwas Süßes oder sonst etwas Gutes dran. Nach und nach habe ich gelernt, das Ding in die Hand zu nehmen und allein in den Mund zu bringen. Das war eine schwierige Sache. Es kam immer mit dem falschen Ende an, und oft verirrte es sich nach dem Ohre, verfing sich in den Haaren oder blieb am Backen hängen. Eine Weile hielt ich es aus diesen Gründen sogar für einen Feind wie das Zinkending, aber ich habe mich wohl geirrt, denn erstens bringt mir das hohle Ding, wie schon gesagt, süße Sachen in den Mund, zweitens sticht es mich nicht, und drittens geht es jetzt schon ganz vernünftig seinen Weg und verkramt sich nicht mehr im Halse oder in den Haaren.

Mein bester Freund aber ist ein Tannenzapfen, den ich aus dem Walde in die Stadt mitgebracht habe. Den habe ich jetzt schon vier Monate, und noch nie hat er mir weh getan. Er ist rund und doch eckig, hart und doch weich, einförmig und doch mannigfaltig.

Digitized by Google

Man kann sich stundenlang mit ihm beschäftigen und immer neue Klappen und Kammern entdecken. Nur zum Essen ist er nicht gut, und wenn ich an ihm lutsche, macht er mir einen bittern Geschmack im Munde. Zwei sehr gute Freunde, die mich stark interessieren, sind eine kleine Pappschachtel und ein Stück Holz, das gerade in diese Schachtel hineinpaßt. Es ist ungemein schwierig, das Holz aus der Schachtel zu nehmen und es nachher wieder hineinzulegen. Einmal steht die Schachtel falsch auf dem Tisch, ein andermal hält man das Holz verkehrt. Die Schachtel ist nur an einer Seite offen, und es ist ganz nutzlos, zu versuchen, das Holz an einer der andern Seiten hineinzubringen. Es hat mich wenigstens drei Tage gekostet, bis ich heraushatte, welche Seite die offene und somit die richtige ist. Und ebenso lang habe ich damit zugebracht zu entdecken, daß das Stück Holz nicht quer, sondern längs der Schachtel gehalten werden muß, daß es den Rand der Schachtel nicht stoßen darf, daß sein Ende mit dem Ende der Schachtel zusammentreffen muß. Es ist das eine sehr komplizierte und schwierige Aufgabe, die unendlich viel Nachdenken und Probieren erheischt. Und obschon ich anfange, klar zu sehen und die Winkel und Kanten des Problems zu durchschauen, bin ich noch weit entfernt von der völligen Erkenntnis. Der Vater will mir mitunter helfen, indem er langsam vor meinen Augen das Holz in die Schachtel tut und wieder heraus-

Digitized by Google

nimmt, aber dieſes Beiſpiel nützt mir nur wenig. Ich bin der Anſicht, daß ſelber Studieren und Ausprobieren beſſer iſt als blindes und unverſtändiges Nachmachen. Ich ſehe ihm alſo wohl genau zu, wenn er mir das Kunſtſtück vormacht, ahme ihn aber nicht einfach nach, ſondern ſinne erſt eine gehörige Weile über das Problem und die mir gezeigte Löſung nach. Und erſt nach tüchtigem Ueberlegen packe ich das Holz und die Schachtel an. Auch hoffe ich, auf dieſem Wege gar bald zu einem Holzeinſchachtler erſten Ranges zu werden, und der Vater hat verſchiedenen Beſuchern mitgeteilt, daß er zuverſichtlich das nämliche erwartet.

Digitized by Google

8

Der Geburtstag

Der Geburtstag. Was mag das wieder für eine abgeſchmackte Erfindung der Menſchen ſein? Ein gewöhnlicher Tag wie alle andern auch, ſoviel ich die Sache verſtehen kann. Jeden Tag werde ich einen Tag älter und entdecke eine Dummheit oder Schlechtigkeit mehr. Und an meinem Geburtstag habe ich auch weiter nichts getan als einen Tag mehr gelebt. Aber es war große Freude im Haus, man beſuchte und betaſtete mich und tat, als ob ich eine wunderbare Heldentat vollbracht hätte. Ich war wirklich der Held des Tages. Allzuſehr freilich überraſchte mich das nicht, denn ich bin ſeit meiner Geburt gewohnt, der Mittelpunkt der Welt zu ſein, und zweifle keinen Augenblick daran, daß ich es bis zu meinem Tode bleiben werde. Aber es kommt doch vor, daß man mich beiſeite ſchiebt, um andern Beſchäftigungen nach-

Digitized by Google

zugehen. Wenn der Vater auf seiner Maschine herumhämmert, schenkt er mir erst Beachtung, wenn ich so laut schreie, daß die Scheiben klirren, und ich mag ihm die Hände entgegenstrecken, soviel ich will, er läßt mich am Boden sitzen und kümmert sich nicht um meinen offenbaren Wunsch, aufgehoben zu werden. Uebrigens eine vorzügliche Erfindung, die ich da gemacht habe. Diesem Händestrecken kann nichts widerstehen außer dem artikelschreibenden Vater. Wildfremde Menschen, die mich nie gesehen haben, bücken sich sofort und heben mich auf, wenn ich ihnen die Arme entgegenstrecke. Ich glaube, das ist die wichtigste Entdeckung, die mir bisher gelungen ist. Damit kann es mir auch im späteren Leben nicht fehlen: wenn ich irgend etwas von den Leuten haben will, strecke ich ihnen einfach die Hände entgegen, und sie müssen mir alles geben und jeden Willen tun. Nur an Leute, die Artikel für Zeitungen schreiben, werde ich mich nicht wenden, die sind hart und unerbittlich, wie ich von dem Beispiel meines Vaters deutlich genug erfahre.

Also ich hatte Geburtstag und war der Held, der Held sans phrase. Sonst war der Tag nicht anders wie alle andern. Doch ja, es gab etwas, das mir den Geburtstag doch als einen hervorragenden Zeitpunkt erscheinen läßt: Schokoladecreme. Das ist eine gute Sache, von der ich an gewöhnlichen Tagen nur ein winziges Löffelein bekomme. Weil es aber Geburtstag war, durfte ich beinahe so viel davon essen,

Digitized by Google

wie ich wollte. Ich muß gestehen, daß die Sachen, die man mir zu essen gibt, im allgemeinen doch besser schmecken, als was ich für mich allein finde. Zwar ist nicht zu leugnen, daß die Lederpantoffeln des Vaters eine gute und kräftige Kost abgeben, daß die Zeitungen durch die Bank sich gut kauen, wenn auch schlecht schlucken lassen, daß ein Stuhlschemel zum Knabbern eine vorzügliche Sache ist, und daß man seine Zähne nicht besser beschäftigen kann als beim Benagen des großväterlichen Spazierstockes. Dies alles steht fest, und ich zeichne es gerne hier auf, weil ich hoffe, meinen Kollegen in der Säuglingswelt durch Mitteilung meiner Erfahrungen nützlich zu sein.

Aber trotz alledem muß ich sagen, daß keines dieser Nahrungsmittel der Schokoladecreme oder auch nur dem gewöhnlichen und alltäglichen Kindermehl gleichkommt, und gegen die Milch, die man mir nicht in Glas oder Tasse gibt, sondern die mir die Mama ohne Mittelding reicht, ist selbst der schönste Stopfen, ja sogar mein Kautschukkätzchen rein nichts wert. Und da fällt mir ein: es wird gegen mich konspiriert, und wenn die Verschwörung Erfolg hat, werde ich bald einen andern Titel für meine Aufzeichnungen suchen müssen. Denn man will mir das entziehen, was mir das Recht gibt, mich Säugling zu nennen. An meinem Geburtstag war viel die Rede davon, und ich habe alles gehört. Alle Besucher wunderten sich schrecklich, daß Mama mich immer noch nährt. Alle sagten,

Digitized by Google

länger als sieben, höchstens neun Monate brauche ein Kind nicht von der Mutter oder der Amme genährt zu werden, und Mama sei töricht, daß sie sich nicht längst von dieser Last freigemacht hätte. Die rechte Wahrheit zu sagen, ist diese Last schon lange nicht mehr so groß: am Tage verlange ich nichts, als was man mir in Tassen und Gläsern reicht, und nur nachts bin ich noch ein wirklicher Säugling. Und das ist auch nicht gerade mein Verlangen: ich würde ohne Zweifel mit anderm Getränk auch des Nachts zufrieden sein. Es ist die Mutter selbst, die es bequemer findet, mir die Brust zu reichen als erst noch Milch zu wärmen.

Jedenfalls aber geht aus all den Verhandlungen hervor, daß ich bald aufgehört haben werde, ein Säugling zu sein. Alles in allem glaube ich keine Ursache zu haben, das Ende dieses Zustandes zu betrauern. Es ist durchaus kein Glück, ganz und gar auf den guten Willen einer andern Person angewiesen zu sein. Wenn ich meine Mutter nicht mehr nötig habe, werde ich allein an den Speiseschrank gehen, so oft ich Hunger habe, werde mir nehmen, was mir gefällt, und essen, wann und wieviel mir behagt. Indessen ist dazu erst noch nötig, daß ich gehen und laufen kann wie die Großen. Das ist nicht leicht. Ich lerne fleißig, bin aber noch nicht sehr weit damit gekommen. An meinem Geburtstag hat mich der Vater stolz den Gästen vorgeführt. Er stellt mich auf den Boden neben mein

Digitized by Google

Bett. Da packe ich mit beiden Händen die Stäbe des Messinggitters, halte mich so aufrecht und springe vergnügt auf und ab. Langsam, langsam, vorsichtig, vorsichtig, denn der geringste Fehlgriff wirft mich auf den Boden, mache ich dann die Entdeckungsreise von einem Ende des Bettes zum andern. Mit einer Hand klammere ich mich an, die andre löse ich behutsam von dem Gitterstab und fasse damit einen andern. Wenn ich den ordentlich und fest halte, schiebe ich die Füße weiter, lasse dann die Hinterhand los und bringe sie an den Stab, den die Vorderhand vorhin verlassen hat. Das ist eine außerordentlich schwierige und gefährliche Sache, und es dauert gute zwanzig Minuten, ehe ich die acht oder zehn Stäbe des Gitters abgewandelt habe und am andern Ende des Bettes angekommen bin. Jeden Tag mache ich diese Uebung zwei- oder dreimal, und unterweilen übe ich mich an den Beinen des Vaters, wo aber schlecht festhalten ist, an der Schürze der Mutter, die schon einen besseren Halt gewährt, an Stühlen und Schränken. Aber außer meinem Bett sind alle diese Gegenstände hinterlistig und feindselig, und man kann sich nie auf sie verlassen. Wenn man glaubt, recht fest und sicher zu stehen, rutscht so ein Stuhl auf einmal glatt unter den Händen weg, und man fällt auf den Boden. Ebenso geht es mit den Schränken und Tischen, und auf die Hosen des Vaters ist nicht der geringste Verlaß.

Und doch übe ich mich am häufigsten an den väter-

Digitized by Google

lichen Beinen. Das kommt daher, daß der Vater mir eine Behausung zu seinen Füßen angewiesen hat: unter seinem Schreibtisch, an dem er stehend arbeitet. Da ist eine große Höhlung wie eine Hütte, auf drei Seiten geschlossen, nur nach vorne offen, worin ich herumrutschen und nach Herzenslust die Wände bekratzen oder beklopfen kann. Eigentlich ist diese Hütte das Heim eines sehr kurzweiligen Gesellen: des Papierkorbes. Den aber schafft man heraus, ehe man mich hineinsetzt. Und das kränkt mich sehr, denn nichts ist lustiger, als den leichten Burschen umzuwerfen und dann in den Schätzen, die da herausrollen, zu kramen. Ein- oder zweimal hat man ihn nicht weit genug von der Behausung weggestellt, und da bin ich dann, während der Vater schrieb und mich vergaß, langsam aus meiner Hütte hervorgekrochen, habe den Papierkorb erwischt, umgestürzt und durchsucht. Erst die Mama hat mich bei dieser äußerst angenehmen und interessanten Beschäftigung gestört, mir den Papierkorb und seinen auf den Boden verstreuten Inhalt entrissen und mich wieder in meine Hütte zurückgesetzt.

* * *

Ach Gott, ach Gott! Da habe ich mich die ganze Zeit schon beschwert und beklagt über die Schlechtigkeit der Welt, und doch war mir nie so etwas Schlimmes passiert wie jetzt in den letzten Tagen. Vier Tage lang bin ich überhaupt nicht imstande gewesen,

Digitized by Google

an mein Tagebuch oder überhaupt an irgend etwas zu denken. Greulich, daß so was existiert! Da hatte ich Weh im Leib, daß ich es nicht mehr aushalten konnte. Was man hinabschickte, kam wieder herauf. Und eine Hitze im Kopf! Und es ging in allen Adern bumbumbum, schneller als man es sagen kann. Der Vater, der zählen wollte, gab es auf. Und alles war unbequem, lästig und quälend. Wenn ich lag, wollte ich sitzen, wenn ich saß, wollte ich stehen. Lag ich im Bett, so schien mir der Diwan besser, auf dem Diwan begehrte ich nach dem Fußboden. Im Schoß der Mutter lockten mich die Arme des Vaters, und vom Vater begehrte ich zur Großmutter. Ueberall das nämliche Elend! Vier Nächte habe ich nichts getan als geklagt und gewimmert. Nichts tat mir ordentlich weh und nirgends fühlte ich mich wohl. Meine Backen und Lippen wurden weiß, gelb, grün. Die Weiber schlichen leise herum und wischten sich die Augen, der Vater fluchte oder schwieg.

Die Menschen nennen das Krankheit, und der Vater sagt, derlei Krankheiten gäbe es etwa hunderttausend, jedenfalls weit mehr, als er jemals zu zählen nötig gehabt habe. Hunderttausend! Mehr als man zählen kann! Eine immer anders als die andre, alle darauf bedacht, den Menschen elend und unglücklich zu machen! Nein, nein, es ist nicht recht von den Leuten, einen armen kleinen Kerl, der es weder wünscht, noch verlangt, noch träumt, mir nichts dir nichts am

Digitized by Google

Schlawittchen zu kriegen und in eine solche Welt zu setzen. Wäre ich noch, wo ich vorher gewesen bin, und wüßte, was ich jetzt weiß, alle Künste des Arztes und der Hebamme könnten mich nicht zum Verlassen meines Aufenthaltes bewegen. Lieber sollten sie mich gleich in Stücke schneiden. Denn was habe ich nun? Da sitze ich nun in meinem Bett, bleich und müde, die Augen halb geschlossen; rund von Kissen gestützt; nichts interessiert, nichts freut mich; still und stumm bohre ich in mir selbst herum, finde aber keinen festen Boden, auf dem ich bauen könnte; alles ist grau, sumpfig, haltlos, stumpf, platt, eklig.

Und gestern und vorgestern war es noch schlimmer. Jetzt tut mir wenigstens nichts mehr weh, und nichts zwingt mich zum Klagen und Wimmern. Vielleicht ist der Mann in dem schwarzen Rock daran schuld, der schon vor langer Zeit hier war, um mich in den Arm zu stechen. Dieser Mann scheint mir das Unglück in seinem schwarzen Etui herumzutragen. So oft er sich bei uns sehen läßt, passiert mir etwas Unangenehmes. Allerdings muß ich gestehen, daß er diesmal erst kam, als das Unglück schon geschehen war, und der Vater behauptet sogar, wenn der Schwarze nicht gekommen wäre, ginge es mir auch heute noch nicht besser als die letzten drei Tage. Er hat an mir herumgefühlt und dann etwas aufgeschrieben. Und nachher hat man mir etwas Süßes zu trinken gegeben. Und darauf bin ich eingeschlafen und habe beinahe

Digitized by Google

die ganze Nacht durchgeschlafen. Und am Morgen hatte ich wenigstens keine Schmerzen mehr, wenn ich auch noch keinen Spaß am Leben wiederfand. Und den Spaß am Leben habe ich auch jetzt am Nachmittag noch nicht wiedergefunden. Der Vater behauptet, morgen würde ich wieder froh und luftig sein und lachen und jauchzen wie bisher. Aber ich glaube, er irrt sich. Wenn es nach mir ginge, so kehrte ich einfach dieser Welt, in die man mich unversehens geschoben hat und worin man mir so übel mitspielt, den Rücken und ließe mich bei den Menschen nicht mehr sehen. Und wenn Vater und Mutter gescheit wären, machten sie es wie ich, anstatt sich heute zu quälen und zu plagen, nur um sich auch morgen plagen und quälen zu können. Ach, welch eine Welt!

Digitized by Google

9

Die Reiſe um das Zimmer

Das iſt merkwürdig, wirklich merkwürdig: vor drei Wochen war ich ſo unzufrieden mit der Welt, ſo betrübt und kummervoll, daß ich am liebſten gleich Abſchied genommen hätte, und jetzt bin ich ſo vergnügt, wie ich es nur je geweſen bin. Wenn mein Tagebuch nicht da wäre, würde ich gar nicht glauben, jemals ſo traurig geweſen zu ſein. Jetzt bin ich wieder geſund, und alle trüben Gedanken ſind verflogen. Das ſcheint mir etwas Gutes zu ſein, daß man die Uebel und Leiden ſo ſchnell vergißt. Anders wäre es aber auch wirklich nicht auszuhalten auf der Welt.

Ich bin vergnügt, weil ich in dieſen letzten Wochen die erfreulichſten Dinge gelernt habe. Vor meiner Krankheit hatte ich zwar auch ſchon Verſuche gemacht, mich aufrecht zu halten und von einer Stelle zur andern zu kommen. Aber das waren doch nur ganz klägliche Anfänge gegen das, was ich jetzt, wo ich im vierzehnten Monat ſtehe, fertigbringe. Jeden Tag

Digitized by Google

geht die Sache beſſer, zuerſt zur ungemiſchten Freude des Elternpaares, nach und nach aber zur Sorge und Bekümmernis von Vater und Mutter. Früher haben ſie es freilich ſehr bequem gehabt. Da ſetzten ſie mich einfach irgendwo in der Stube auf ein paar Zeitungen oder auf ein Stück Wachstuch und gingen dann ihren Geſchäften nach. Ich verſtand noch nicht die Kunſt des Kriechens und Marſchierens und mußte an meinem Orte bleiben.

Allmählich wurde das anders. Ich lernte mich an Stühlen und Seſſeln entlangtaſten. Da packte ich feſt und krampfhaft zu und ließ nicht eher los, als bis die andre Hand wieder einen ſichern Haltepunkt gefunden hatte. Oft täuſchte ich mich und erlitt dann mancherlei Ungemach. Ich wollte mich am Tiſchtuch feſthalten, das Ding gab nach, und ich fiel um, wobei der alte Feind, der Fußboden, mir den Klaps auf den Hinterkopf gab, an den ich jetzt ſchon gewohnt bin wie an meine tägliche Suppe. Oder ich ergriff die Lehne eines Stuhles und ſtürzte mit dem ganzen Apparat zuſammen. Aber jeden Tag werde ich ſicherer. Jetzt klammere ich mich überhaupt nicht mehr an, ſondern ſuche nur einen Stützpunkt, um mich im Gleichgewicht zu halten. Die Füße und Beine ſind ſtark genug, um die Körperlaſt zu tragen, aber das Gleichgewicht zu halten iſt eine ſchwierige Sache, und wenn ich mich nicht an irgend etwas ſtütze, erhalte ich regelmäßig meinen Schlag vom Fußboden.

Digitized by Google

Aber wenn ich nur eine Stütze finde, kann ich sicher und schnell von einem Ende der Stube ans andre kommen. Ich taste mich von Stuhl zu Schrank, stütze mich an der Wand entlang bis zur Tür, und wenn ich diese offen finde, setze ich meine Entdeckungsreise fort auf dem Hausgang, um Küche und Kammer, Schlafzimmer und Salon zu besuchen. Da haben dann die Eltern ihre liebe Not, denn was ich auf meinen Fahrten durch die Wohnung entdecke, wird gründlich untersucht und erforscht. Ich mache meine Reisen nicht aus Mutwillen, sondern aus Drang nach Wissen und Erfahrung. Da ich nun alle Sessel, Stühle, Tische und Schränke im Zimmer des Vaters ordentlich kenne und es hier keine Geheimnisse mehr für mich gibt, suche ich auch in das innere Wesen der Gegenstände einzudringen.

Es genügt mir nicht mehr, die auf den Boden geworfenen Zeitungen zu zerreißen oder anzuknabbern, die auf Stühlen und Sesseln liegenden Bücher herabzuwerfen und in ihre Bestandteile zu zerlegen, oder den Fußschemel, der mir anfänglich so große Last machte, so kräftig vorzunehmen, daß ihm nur noch drei Stempel geblieben sind, sondern ich will durch die Oberfläche dringen und den Kern der Dinge erkennen.

Also habe ich den günstigen Augenblick erspäht, als der Vater die untere Schublade seines Schreibtisches offen ließ. Da habe ich herrliche Dinge gefunden: Papiere von allen Farben, blau, rot, gelb, grün, be-

Digitized by Google

schriebene und bedruckte; kleine Büchelchen; Briefumschläge, deren Inhalt mein Interesse lebhaft erregte, und eine ganze Anzahl Sachen, die mir als neu und unbekannt das größte Vergnügen bereiteten. Zum Unglück kam der Vater dazu, als ich mitten in der Arbeit war und meinen Fund um mich her auf dem Boden ausgebreitet hatte. Und eilig packte er mich, um mich in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers zu tragen, wo er mich an die Wand stellte, worauf er sich eifrig an das Aufleſen und Sichten seiner Schubladenschätze machte. Damit war er lange noch nicht fertig, als ich schon wieder bei ihm war, denn das Wandlaufen habe ich jetzt im Griff, und im Nu bin ich von einem an das andre Ende des Zimmers gelangt. Noch zweimal mußte er mich wegtragen, ehe er seine Arbeit beenden und seine Schublade schließen konnte.

Nachher habe ich versucht, sie allein aufzumachen, aber das bringe ich nicht fertig: das Ding ist zu schwer. Dagegen ist es mir gelungen, zwei andre nicht weniger interessante Spinde zu öffnen und ihren Inhalt zu untersuchen. Das eine ist ein kleines schmales Schränkchen neben dem Schreibtisch des Vaters. Ungefähr in der Höhe meines Kopfes steckt darin ein glänzendes Ding, und nachdem ich ein paar Tage lang mit diesem Dinge gespielt und daran gedreht habe, geschah plötzlich etwas Unerwartetes: die Tür des Schränkchens ging auf, und ich erblickte Bücher, Zeitungen, Photographien und andre Dinge, alles hübsch in Fächern

Digitized by Google

zusammengestellt und für den Ordnungssinn meines Vaters treffliches Zeugnis ablegend. Da habe ich mich eifrig und eilig drangemacht, alles ausgeräumt und tüchtig herumgeworfen. Ich eilte mich, denn ich wußte, daß man mir nicht lange Zeit gewähren würde. In der Tat wurde ich schon gleich nach meiner Entdeckung erwischt und zwar von der Mutter. Hier muß ich meine Beobachtung aufzeichnen, daß die Mutter viel gefährlicher ist als der Vater. Wenn der schreibt oder liest, sieht und hört er nichts, und ich kann ruhig meine Entdeckungen verfolgen. Die Mutter aber hat die Augen überall. Gerade wenn ich etwas Schönes gefunden habe und mich nun in die neuen Probleme vertiefe, kommt sie plötzlich herangehuscht und sagt:

„Das habe ich mir doch gedacht: jedesmal, wenn man ihn nicht hört, stellt er irgend etwas an."

Und wirklich hat sie gar nicht unrecht. Ich habe selbst auf mich acht gegeben: wenn ich etwas Neues entdecke, werde ich davon so eingenommen und beschäftigt, daß ich zum Schreien oder sonstigen Spektakeln keine Zeit mehr habe. Sondern still und angelegentlich mache ich mich an meine Arbeit. Und gerade diese Stille bringt die Mutter auf meine Spur. Und die gute Frau entsetzt sich über alles, was ich tue. Da hat mir der Vater einen kleinen hölzernen Hammer mitgebracht. Was soll man mit einem Hammer anders tun als hämmern? Also hämmere ich. Ich hämmere auf alles, was ich damit erreichen

Digitized by Google

kann. Zuerst ließ man mich gewähren. Natürlich! Konnte ich mich doch nicht von der Stelle regen und somit nur auf solche Dinge hämmern, die man mir dazu hinlegte. Jetzt aber, wo ich in der ganzen Wohnung herumreise, macht das Hämmern der Mutter die größte Angst. Sie behauptet, daß ich damit die Möbel ruiniere.

Es ist wahr, es gibt da Schrammen, Kratzer und kleine Vertiefungen, aber braucht man sich darüber aufzuregen? Der Vater nimmt diese Sachen kühler. Er hat der Mutter auseinandergesetzt, daß da nichts zu machen ist. „Die Möbel müssen von dem Bub ruiniert werden," sagte er, „wenn du ihn nicht in eine Zwangsjacke stecken willst. Die Wohnung ist zu klein, um eine besondere Kinderstube für ihn einzurichten. Also muß er bei uns herumkriechen, und daß er alles beschmutzt oder zerschlägt, was er mit den Fingern berühren kann, ist nicht zu vermeiden. Verlieren wir also unsre Zeit nicht damit, lassen wir ihm die Freude und bereiten wir uns jetzt schon darauf vor, das Mobiliar in ein paar Jahren, wenn er größer ist, zu erneuern."

Aber so sieht die Mama die Sache nicht an. Auch schien sie eine sehr gute Gegenrede gefunden zu haben, als sie erwiderte:

„Wenn aber in den paar Jahren ein andrer kommt und die nämliche Geschichte anfängt. Dann müssen wir also immer und ewig mit schmutzigen und zerbrochenen Möbeln vorliebnehmen."

Digitized by Google

Der Vater zuckte die Achseln. Ich aber hätte in diesem Augenblick viel darum gegeben, der menschlichen Sprache mächtig zu sein, um den beiden meine unverblümte Meinung sagen zu können. „Wenn ein andrer kommt!“ Was für ein andrer? Das könnte mir gerade passen, daß da ein Fremder käme und das bißchen Platz mit mir zu teilen verlangte! Ein Fremder, der meinen Hammer haben und damit auf die Möbel einhacken wollte! Nein, nein, daraus kann nichts werden! Wo soll er denn schlafen, der andre? Vielleicht gar in meinem Bett? Vielleicht soll er auch aus meinem Becher trinken, mit meinem Löffel essen? Nein, das ist unmöglich, es ist kein Platz da, und überhaupt, auch wenn Platz da wäre, ich will einfach nicht. Wenn ich aber den Leuten nur meinen Standpunkt klarmachen könnte!

Aber meine Erzählung von den Entdeckungsreisen durch die Wohnung ist noch nicht fertig: Mit dem kleinen Schranke im Zimmer des Vaters ist es vorbei. Nachdem ich einigemale mit Hilfe des kleinen glänzenden Dinges, das man einen Schlüssel nennt, die Schranktür geöffnet hatte, zog der Vater das öffnende Ding heraus und hängte es an einen Nagel so hoch an die Wand, daß ich da nicht hinreichen kann. Und alle meine Versuche, den Schrank ohne den Schlüssel zu öffnen, schlugen fehl. Auch verdient es Beachtung, daß ich wohl gesehen habe, wie der Vater meine vergeblichen Bemühungen mit höhnischem Lächeln

Digitized by Google

verfolgte und sich offenbar über meinen Mißerfolg königlich freute. Wieder ein Beweis der menschlichen Niedertracht!

Als mir das Schränkchen des Vaters versagt blieb, fand ich trefflichen Ersatz in einem kleinen Spind, das im Hausgang steht und mit meiner selbsteignen Wäsche angefüllt ist. Du lieber Gott, wieviel Windeln und Tücher gibt es da! Angesichts dieses Reichtums verstehe ich wahrlich nicht, warum man mich zum Topfe bekehren will. Wenn ich auch wirklich ein halbes Dutzend Windeln täglich verbrauche, was schadet es, wo doch solche Haufen hier aufgespeichert liegen! Darin zu wühlen, die sorgfältig gefalteten Tücher herauszuziehen, die reinen und weißen auf dem nicht ganz so reinen Fußboden herumzuschleifen, dünkt mir ein herrliches Vergnügen. Aber leider denkt auch hier wieder die Mutter anders. Sie fängt mich ein und schleppt mich an einen andern Ort, sobald sie mich in der Nähe ihres Spindes erblickt. Gelingt es mir aber, in einem unbewachten Augenblicke den Kasten zu erreichen, so mache ich mich in größter Eile an die Arbeit, und ehe man mich ergreift, habe ich schon ein tüchtig Werk zustande gebracht. Hier steckt kein Schlüssel, den man abziehen und dadurch den Inhalt des Schrankes verwahren kann, sondern da ist nur ein eisernes Ding, an dem man ein wenig zieht, worauf die Tür aufgeht. Wenn ich also einmal an das Spind komme, bin ich Herr und Meister über seine Schätze.

Digitized by Google

Als Mama mir neulich den Hammer abnehmen wollte, wurden ich und mein Werkzeug vom Vater warm verteidigt, aber heute morgen schien sich auch der Vater zu der mütterlichen Ansicht bekehren zu wollen. Neben dem kleinen Schränkchen steht ein Ungetüm von Schrank, worüber der Vater so eifersüchtig wacht, daß ich nur ein einziges Mal, als er die Tür zufällig offen gelassen hatte, hineingreifen konnte. Gott, hat der Mann Bücher! Da stehen sie dicht aneinander gedrückt in vielen Reihen bis ganz hoch hinauf, wo ich nicht hinschauen kann, denn wollte ich Hals und Kopf so gegen die Decke drehen, so würde ich sicher auf den Rücken fallen. Was er nur mit all dem Zeug machen mag! Aber ich habe mich gleich von meinem Erstaunen erholt und frisch in die volle Bücherei hineingegriffen. Schon hatte ich einen Haufen, fast so hoch wie ich selbst, herausgerissen, ehe der Vater, der doch neben mir stand und auf seiner Maschine hämmerte, etwas von der Sache merkte und seine Schätze in Sicherheit brachte. Seither habe ich keine Gelegenheit mehr gefunden, den Inhalt dieses Schrankes näher kennen zu lernen.

Aber trotzdem ist dieser Schrank schuld, daß man heute morgen die Ratsamkeit erwog, mir mein schönes hölzernes Hämmerchen zu entziehen. Der Schrank hat nämlich nicht wie der kleine daneben eine starke Holztür, die von unten bis oben reicht und worauf mein Hämmern, abgesehen von einigen Schrammen

Digitized by Google

und Kratzern, keinen Schaden anrichten kann, sondern etwa in der Höhe meiner Nase fängt eine Glasscheibe an. Diese verwünschte Scheibe aber kann das Hämmern nicht vertragen, und als ich mich heute morgen zu dem Schrank herangelotst und drei- oder viermal gehörig draufgeschlagen hatte, machte es ein fürchterliches Geklirr, und die ganze Geschichte fiel in Scherben herunter.

Alle Welt, bin ich erschrocken!

Den Hammer habe ich fallen lassen, und ich selbst bin hinterrücks hingefallen. Und dann habe ich geschrien wie, das kann ich mit Stolz behaupten, sonst niemand im Hause schreien kann. Das Geklirr der Scherben und mein Geschrei lockte Vater, Mutter und Irma herbei. Und zu ihrer Ehre muß ich bezeugen, daß sie sich zuerst um mich und dann erst um diese einfältige Scheibe kümmerten. Als sie mich aber aufgehoben und sich durch meine Besichtigung überzeugt hatten, daß ich keinen Schaden gelitten, wandten sie sich der zertrümmerten Scheibe zu, und das Ende vom Liede war, daß die Mutter das Hämmerchen ergriff und wegtrug. Nach dem Mittagessen aber hat der Vater ein menschliches Rühren verspürt und mir das Ding zurückgegeben, indem er sehr weise bemerkte, die Scheiben am Bücherschrank könne ich auch mit jedem andern Stücke Holz oder mit sonst irgend einem Gegenstande einschlagen, weshalb es nichts nütze, mir den Hammer zu entziehen.

Digitized by Google

Im Verlaufe meiner Wanderungen durch die Räume unſrer Wohnung habe ich die Bekanntſchaft zahlreicher neuer Feinde gemacht, von denen ich nichts wußte, ſolange ich auf dem Boden ſaß und mich nicht von der Stelle rührte. Da ſind vor allem die harten Ecken des Tiſches. Es iſt geradezu ein Wunder, wie dieſe Ecken immer da ſind, wo ich mit dem Kopfe hinwill. So oft ich mich bücke, um einen Fetzen Papier oder ſonſt etwas vom Boden aufzuheben, lauert mir ſo eine Tiſchecke auf und haut mir — bums — auf den Kopf, wenn ich mich wieder aufrichte. Ich habe mir deshalb vorgenommen, ſobald ich groß bin, mit des Vaters Säge, die in der Kammer hoch oben an der Wand blinkt, alle vier Tiſchecken abzuſägen und ſie ins Feuer zu werfen.

Das Feuer! Das muß ein entſetzlicher Feind ſein! So oft ich in ſeine Nähe komme, und das geſchieht häufig, denn die züngelnden Flammen, die fallenden Funken, das ganze farbige Leuchtwerk gefällt mir vorzüglich, und gerne würde ich dieſe glänzenden Dinger mit den Händen einfangen und wegtragen, ſtürzt ſich] jemand auf mich und ſchleppt mich an einen andern Ort. Die Sache kommt mir ſehr geheimnisvoll vor, denn was kann dieſe hübſche Sache mir zuleid tun? Und wenn ſie mir was zuleid tun kann, warum macht man dann jeden Morgen Feuer in der Stube? Denn ich habe wohl geſehen, daß das Feuer nicht von ſelbſt da iſt, ſondern erſt

Digitized by Google

gemacht und nachher mit den ſchwarzen Klumpen im Eimer unterhalten wird. Auch dieſe ſchwarzen Klumpen ſcheinen von der Mama für gefährliche Feinde gehalten zu werden, denn als ich vor einer halben Stunde an den Eimer gelangte, hineingriff und dann ein paar der ſchwarzen Stückchen in den Mund ſteckte, um ſie aufzueſſen, machte ſie einen ſolchen Lärm, als ob ich wieder eine Glasſcheibe eingeworfen hätte. Ganz unrecht hatte ſie allerdings nicht: das ſchwarze Zeug ſchmeckt gar nicht gut. Aber ſo ſchlimm, wie ſie es macht, iſt es doch auch nicht.

Dann muß ich die Türen nennen. Wenn die geöffnet ſind, und man will ſich an ihnen feſthalten, ſo haben ſie eine verwünſchte Art, plötzlich aus den Händen zu entweichen und ſich herumzuſchwingen. Da muß man eilig hinterherlaufen, wenn man nicht ſeines Stützpunktes beraubt ſein und auf die Naſe fallen will. Und iſt man ſchnell genug nachgelaufen, ſo lauert am Türpfoſten ein ſchrecklicher Böſewicht: wenn man die Finger nicht eiligſt wegzieht, packt er ſie, um hineinzubeißen, und das tut ſcheußlich weh: klemmen nennt es der Vater.

Da Papa nicht immer hinter mir herlaufen will, um mich vor dem Feuer zu bewahren und von allem anrichtbaren Unheil abzuhalten, hat er einen ſchlauen Plan erſonnen: er ſtellt den ſchweren, ſchwarzen Lederſeſſel mitten in die Stube, ſo weit von allen andern Möbeln und den Wänden entfernt, daß ich ſie

Digitized by Google

nicht erlangen kann. Da gehe ich dann um meinen Sessel herum und kann diese Insel nicht verlassen. Sobald man aber ein Möbel verschiebt, oder sobald mir der Rock der Mutter oder die Beine des Vaters in die Nähe kommen, packe ich an und lotse mich aus meinem Gefängnis heraus. Und kommt keine solche Rettung, dann setze ich mich einfach auf den Boden, drehe mich um und krabble auf allen vieren, wohin ich nur will. Der Vater hat also gut seinen Verstand anstrengen, gegen meine Wanderlust kann er nichts ausrichten!

Digitized by Google

10

Die Suche nach Nahrung

Es iſt geſchehen: ich bin kein Säugling mehr.

Die rechte Wahrheit zu ſagen, iſt mir das ziemlich einerlei. Der Uebergang geſchah ſo allmählich, daß ich ihn kaum gewahr wurde, und die Suppen und Breie ſowie die Milch im Becher ſchmecken ſchließlich auch nicht ſchlecht. Ich glaube ſogar, das bekommt mir beſſer als die Bruſt der Mutter. So ſtark wie augenblicklich war ich noch nie: ich rücke die ſchwerſten Stühle vom Platz und ſchmeiße ungeheure Bücher auf den Boden, daß es nur ſo kracht.

Das Stuhlrücken macht dem Vater große Pein. Denn damit habe ich entdeckt, wie ich von einer Wand zur andern kommen kann, ohne meinen Stützpunkt fahren zu laſſen. Mit dem Gefängniſſe, wozu mir der mitten ins Zimmer geſtellte Seſſel wurde, iſt es vorbei. Ich drücke, der Seſſel wankt, er ſetzt ſich in Bewegung, ich folge ihm, er ſtößt an die Wand an, und da bin ich.

Digitized by Google

Auf diese Art komme ich überall im Hause herum, lerne neue Dinge kennen und erweitere meinen Horizont, wie ich sagen würde, wenn ich wie mein Vater Zeitungsschreiber wäre. Aber — wie ich später sagen werde, sobald ich Goethe gelesen habe — wozu soll ich immer weiter schweifen, da doch das Gute so nah liegt? Ich habe noch in meiner nächsten Nähe so viele Dinge zu untersuchen und auf ihren Wert zu prüfen, daß weitere Wanderungen vorläufig nicht sehr viel Zweck für mich haben.

Zwingt mich also der Vater zum Dableiben, indem er mich auf den Boden setzt und die Türen zumacht, so widme ich meine ganze und ungeteilte Aufmerksamkeit meiner nächsten Umgebung. Selbstverständlich kümmere ich mich nicht um ideale Dinge bei meinen Untersuchungen. Es kommt mir einzig und allein auf den Nutzen der Dinge an. Auf Ideale pfeife ich. Das mag gut gewesen sein zur Zeit, als mein Vater noch ein Säugling war. Damals haben die Menschen, wenn ich dem Alten trauen darf, noch an solchen Dummheiten Vergnügen gefunden, aber zum Kuckuck, ich gehöre dem zwanzigsten Jahrhundert an und bin vor allem andern praktisch. Der nackte Nutzen ist meine Sache, und wenn er einmal nicht nackt, sondern bekleidet ist, so nehme ich ihn auch mit.

Daraufhin schaue ich mir alles an, was mir in die Finger kommt. Wie kann mir so ein Gegenstand nützlich sein? Na, doch selbstverständlich, indem ich ihn

Digitized by Google

aufesse. Mithin stecke ich alles in den Mund, dessen ich habhaft werden kann und das nicht durch seine Größe jeder Verspeisung widerstrebt. Und ich kann sagen, daß ich bereits eine ganze Menge eßbarer Dinge entdeckt habe, von deren Brauchbarkeit in dieser Beziehung die mich umgebenden erwachsenen Menschen keine Ahnung zu haben scheinen.

Eine reiche Fundgrube ist für mich der Teppich und überhaupt der Fußboden. Es ist unglaublich, wie vielerlei und wie reichlich die Nährstoffe sind, die ich hier entdecke. Allerdings habe ich ein scharfes Auge und erspähe selbst die kleinsten Krümchen mit unfehlbarer Sicherheit, dergestalt daß mein Vater sagt, ich müsse Uhrmacher werden, weil die immer mit dem Vergrößerungsglase im Auge arbeiten und die kleinsten Gegenstände an ihren Ort bringen. Aber selbst wenn ich dieses scharfe Auge nicht besäße, wollte ich mich gerne anheischig machen, auf dem Fußboden unsres Zimmers meine Nahrung zu finden.

Wenn der Vater mich auf den Boden gesetzt hat und sich nun seiner Arbeit zuwendet, froh, daß ich noch nicht allein aufstehen und meine Wanderungen durch die Wohnung fortsetzen kann, verlasse ich bald die sitzende Stellung. Denn nachdem ich mich erst ein Weilchen umgeschaut, entdecke ich sofort in der Nähe irgendein Fädchen, Krümchen oder Flöckchen, das Untersuchung verdient. Also mache ich mich auf und krieche auf allen Vieren zu der Sache hin. Sobald ich

Digitized by Google

sie erwischt habe, was mitunter nicht ganz leicht ist, da so ein winziges Fädchen oder Krümelchen gar geschickt den Fingern zu entschlüpfen versteht, stecke ich sie in den Mund, kaue ein wenig darauf herum und verschlucke sie dann.

Das ist die Schwierigkeit, das Verschlucken. Das Erspähen, Erhaschen, In-den-Mund-stecken ist ein wahres Kinderspiel, aber da hinten im Halse wohnt einer, der läßt nur durch, was ihm gefällt. Und wenn man dem etwas schickt, das ihm nicht paßt, dann sperrt er die Tür zu, und das, was man hingeschickt hat, kratzt da herum, kann nicht hinunter und nicht hinauf, krabbelt und kitzelt und ärgert den ganzen Hals. Der jagt es dann in den Mund zurück, und dabei muß ich viel leiden. Ich muß husten, werde rot im Gesicht, und Vater, Mutter oder Irma kommen herzugelaufen, reißen mir mit Gewalt den Mund auf, fahren mit dem Finger hinein und holen heraus, was ich hineingesteckt hatte.

Und meiner Treu, das ist sehr unangenehm. Von allen den mannigfaltigen Dingen, die mein Mund zu schmecken bekommt, gefällt mir nichts so schlecht wie diese gegen meinen Willen eindringenden Finger. Den Finger der Mama kann ich mir schließlich noch gefallen lassen, aber die Irma! Und der Papa! Was die alles angreifen, ist nicht zu sagen, zumal was Irma anlangt. Der Vater hat entweder blaue oder schwarze Finger von Tinte, und das schmeckt abscheulich, oder

Digitized by Google

braune vom Zigarettenrollen, und das ist noch abscheulicher.

Und bei der Zigarette fällt mir ein schreckliches Erlebnis ein, das ich vorgestern gehabt habe.

Da war einer der Onkel hier. Ein Onkel ist, wie ich, glaube ich, früher schon einmal aufgeschrieben habe, ein erwachsenes Wesen, das Hosen trägt. Sehr oft hat es auch Haare im Gesicht, die Stimme ist tief und rauh, und das Ding riecht nach Tabak. Das Gegenstück dazu ist eine Tante. So eine hat Röcke an, spricht in hellen und hohen Tönen und riecht so wie im Sommer der Blumengarten roch, als wir auf dem Lande waren.

Während dieser Onkel mit dem Vater sprach, kroch ich auf dem Boden herum und ging meiner Nahrung nach. Und da fand ich etwas, was mir noch nie begegnet war: braunes Fitzelzeug in ein dünnes weißes Papierchen eingerollt. Was es war, erfuhr ich erst nachher, als der Vater den Onkel beschuldigte, einen Zigarettenstummel auf den Boden geworfen zu haben. Dieses Ding untersuchte ich alsbald auf seinen Nahrungswert hin. Brr, so was hatte ich noch nicht versucht! Der Bursch hinten im Halse fing einen Riesenradau an, und nicht nur der Hals, sondern die ganze Höhlung des Mundes beteiligte sich an der Aufregung. Alles brannte und juckte. Ich hustete und spuckte, keuchte und krockste.

Endlich wurde der Vater aufmerksam auf meine

Digitized by Google

Leiden. Er öffnete mir den Mund und holte einen Teil des braunen Zeuges heraus. Aber alles konnte er nicht erwischen. Dazu sind seine Finger zu ungeschickt. Er rief die Mama. Die aber schleppte mich fort, um mich fern von dem Onkel, der an allem schuld war, zu entleeren.

Entleeren, das ist das richtige Wort. Denn nachdem sie mir mit dem Finger alles Erreichbare herausgeholt hatte, mischte sich plötzlich auch der Magen in die Geschichte. Trotz des heftigen Protestes des Wächters im Halse war doch etwas von dem Zeug durchgeschlüpft und in den Magen gelangt, und der weigerte sich jetzt, den Eindringling zu behalten. Das war eine schöne Geschichte. Die Mutter hielt mich über die Schüssel, und nicht nur der Inhalt des Zigarettenstummels kam heraus, sondern auch alles andre, was ich vorher gegessen hatte. Ich wurde bleich, kalter Schweiß brach aus, und elend wurde mir, hundeelend!

Und als alles fertig war, schlief ich ein, so fest, daß der Vater am nächsten Morgen sagte, von jetzt an werde er mir jeden Abend einen Zigarettenstummel aufzuessen geben, damit er in der Nacht seine Ruhe habe. Versucht hat er es aber nicht, und er hat recht daran getan, denn wenn er meint, ich fiele zum zweiten Male auf so etwas hinein, dann irrt er sich gewaltig. Mögen alle Onkeln der Welt Zigaretten oder Zigarren rauchen, mag der Vater selbst die großmächtige Pfeife

Digitized by Google

anstecken, die er in der Ecke hinter dem Schreibtisch stehen hat, wo ich nicht hinkommen kann, — ich für mein Teil will vom Rauchen so wenig wissen wie vom Tabakkauen. Der Vater sagt, gewöhnlich fingen die Jungen die Sache etwas später an, aber der Erfolg bleibe ungefähr der nämliche: Brennen in Mund und Hals, Angstschweiß, Rebellion im Magen und schließlich Schlaf. Er meint, da ich die Sache zehn Jahre früher als andre Leute angefangen hätte, würde ich hoffentlich auch in andern Dingen gewöhnlichen Menschen um ein Jahrzehnt voraus sein.

Aber Mama sagt, das sei ich nicht, denn sie selbst habe, wie Großmama berichtet, schon im Alter von elf Monaten allein herumlaufen können, und ich bin schon fast vierzehn Monate alt. Und dann disputieren die beiden darüber, wer an meiner Rückständigkeit schuld sei. Auf die Behauptung der Mutter, daß sie schon mit elf Monaten gehen konnte, erwidert der Vater, er habe das schon mit neun Monaten gekonnt. Hätte Mama von neun Monaten gesprochen, so wären für Papa sicher schon sieben genug gewesen. Die beiden bilden sich wirklich ein, ich sei nur der Abklatsch des Elternpaares, und alle meine Eigenschaften seien auf die Abstammung zurückzuführen. Na, über ein kleines werden sie sich schon zu andrer Ansicht bekehren und zugeben müssen, daß ich Ich bin und kein andrer. Da wäre es wahrhaftig nicht der Mühe wert, sich seine Nahrung auf dem Teppich zusammenzusuchen

Digitized by Google

und so mühsam sein Dasein zu fristen, wenn man nachher nicht einmal ein Kerl wäre, der für sich allein etwas bedeutet, ein selbständiger, eigenartiger Bursch, der seine eignen Gedanken hat und nicht mit dem Hirn des Vaters oder der Mutter denkt. Ich werde den Leuten schon zeigen, daß ich ein Lebewesen bin, das des elterlichen Gängelbandes nicht bedarf, um ein ganzer Kerl zu sein.

Ha, es ist kein Zweifel: es tut mir gut, mich so auszulassen. Ich spüre, wie tüchtig ich bin, wenn ich es mir so sage. Schade, daß ich es den Alten nicht sagen kann. Und das kann ich noch lange nicht. Auch darin wird mir Rückständigkeit vorgeworfen. Da sollen zahlreiche Säuglinge von neun, zehn, zwölf Monaten sein, die wissen, daß das bärtige Wesen „Papa", das milchspendende „Mama" heißt und so weiter. Niemals sollen sich diese Wunderkinder irren: wenn die Mutter kommt, sagen sie „Mama", sehen sie den Vater, so rufen sie freudig erregt: „Papa". Ich aber bin vierzehn Monate alt, und es ist mir egal, wen ich sehe. Ich sage, wie es mir gerade paßt: „Mamama, Bababa, Dadada, Jajaja, Lalala", und das tue ich, ob nun die Großmutter, ein Onkel, Irma, Papa oder Mama sich mit mir beschäftigen. Und deshalb redet der Vater halb verächtlich, halb bedauernd von meinen geistigen Fähigkeiten, wenn Mama meinen ungewöhnlichen Verstand preist. Denn es ist wahr: Mama preist meinen Verstand, und zwar tut sie das,

Digitized by Google

ohne meinen Verstand zu verstehen. Sie hält mich für verständig, weil ich weiß, daß in meinem Becher etwas zu trinken, in meiner Schüssel Brei, in der Konfitürendose etwas Süßes ist.

Na, da hat der Vater recht, wenn er meint, daß das nicht als ein Zeichen von besonders hervorragendem Verstande aufzufassen ist. So was weiß jeder junge Hund und jede junge Katze, wie er weise bemerkt. Aber mit Bezug auf meine angebliche Rückständigkeit muß ich folgendes einwenden: Erstens ist am Beispiele meiner eignen Mutter, die mich lobt über den Schellenkönig, so oft sie zu fremden Onkeln und Tanten über mich spricht, wahrzunehmen, daß Mütter nicht immer die Wahrheit von ihren Kindern reden. Die Behauptung, daß so viele neunmonatige Säuglinge Vater und Mutter nicht nur kennen, was natürlich ist, sondern ihnen den richtigen Namen geben, gehört vielleicht zu diesen frommen Legenden der liebevollen Mütter. Zweitens habe ich von meinem Vater selbst gehört, daß frühreife Kinder gewöhnlich abschnappen, wenn sie erwachsen sind. Nun also: ich will nicht abschnappen, sondern ein Mordskerl werden, und dazu sammle ich alle meine Kräfte und denke nicht daran, sie jetzt in übermäßigen Anstrengungen zu vergeuden, nur um des Nachbars Wickelkind um eine Woche oder einen Monat voraus zu sein.

Festina lente, wie ich später, wenn ich meine klassischen Studien hinter mir habe, sagen werde. Ich

Digitized by Google

werde ſchon gehen und ſprechen lernen! Fürchtet nichts! Ich werde euch früh genug entlaufen und euch früh genug etwas vorſchwindeln. Seid nicht ungeduldig, denn bald werdet ihr die Hände ringen, daß ich ſo ſchnell und ſicher überall hinlaufen kann, und daß ich euch ſo viel dummes und ungereimtes Zeug vorſchwatze!

Digitized by Google

11

Weihnachten

Ich muß ſagen: Das iſt eine ſchöne Erfindung. Und ich vermute ſtark, ſie iſt nicht von erwachſenen Leuten, ſondern von Kindern gemacht worden. Die Großen ſind zu ſo etwas viel zu ſteif, zu ernſt, zu geſcheut, mit einem Wort: zu dumm.

Man hat mir mein weißes Kleid angezogen. Sowie das aus der Lade genommen wird, weiß ich, daß Onkel und Tanten zum Beſuch kommen. Sind wir unter uns, ſo iſt mein gewöhnliches wollenes Röckchen, deſſen rötliche Färbung die Spuren meiner Entdeckungsreiſen aufnimmt, ohne ſie zu zeigen, gut genug für mich. Soll ich aber den Beſuchern präſentiert werden, dann werde ich in ein feierliches weißes Gewand gekleidet, worin ich nach der einſtimmigen Ausſage aller Tanten wie ein Engel ausſehe.

Ich für meine Perſon geſtehe, daß mir das All-

Digitized by Google

tagsröckchen lieber ist. In dem kann ich auf dem Boden herumrutschen und die Ecken ausfegen, so viel ich will. Kein Mensch hindert mich an diesen Fahrten in unbekannte Winkel, wo ich ungeahnte Schätze entdecke und als willkommene Speise verwende. Bin ich aber mit dem weißen Gewande der Feiertage geschmückt, so werden meiner Freiheit enge Schranken gezogen, und aufmerksam wachen Mutter und Irma darüber, daß ich weder dem Kohleneimer im Wohnzimmer noch überhaupt der Küche oder dem Hausgang nahekomme, während auch in den Stuben eine strenge Aufsicht über mich geführt wird. Wenn es nach ihnen ginge, dürfte ich mich überhaupt nicht vom Flecke rühren, sondern müßte steif und still wie der ernsthafte Onkel, den Papa nur den Schulmeister nennt, da sitzen bleiben, wo man mich hingesetzt hat. Das aber gefällt mir nicht. Ich sehe ein, daß das weiße Kleid schmutzig wird, aber habe ich verlangt, daß man es mir anziehe? Mitnichten und im Gegenteil! Mir ist der Alltagskittel viel lieber. Ich habe nichts dagegen, wenn Papa und Mama sich weiße Kleider anziehen. Das können sie halten, wie sie wollen. Mir ist's einerlei. Und es wäre mir auch einerlei, wie man mich anzieht, wenn man nur an dieses Anziehen keine Bedingungen knüpfte. Da aber der festtägliche Schmuck sich mit meiner Freiheit nicht verträgt und diese mir lieber ist als jener, so geschähe mir ein großer Gefallen, wenn man mich in meinem

Digitized by Google

Kittel ließe, in dem ich vielleicht nicht aussehe wie ein Engel, dahingegen aber herumkrabbeln kann, wie es mir gefällt.

Also ich hatte das Festgewand an und Großmama hielt mich fest auf ihrem Schoß, damit ich nicht an den Kohleneimer oder an sonst einen Feind des weißen Kleides gelangen könne. Papa und Mama waren nebenan. Nebenan nämlich in der Stube, die man mich nicht gern betreten läßt. Daß ich die Möbel und Teppiche im Wohn- und Schlafzimmer ruinieren darf, scheint man mir jetzt stillschweigend zugestanden zu haben, dagegen wünscht man offenbar den Inhalt dieses dritten Zimmers vor meinem Hämmerchen zu schützen. Indessen war ich doch schon ein paarmal drin, denn wenn es dem Vater zu heiß wird in der Stube, dann öffnet er die Tür, die da hinein führt, und sowie eine Tür offensteht, habe ich mich bald der Wand entlang dahingelotst und kann drinnen meine Reise fortsetzen. Und meiner Treu, ich verstehe nicht, weshalb man so eifersüchtig über diese Stube wacht. Da stehen Schränke und Stühle wie in Papas Arbeitszimmer, und dem Glasschrank hier würde es nicht weher tun als Papas Bücherschrank, wenn ich ihm die Scheiben zerschlüge. Und die Bilder und Bücher, die da auf dem Tisch liegen und von denen ich einige herunterwerfen konnte, ehe man mich einfing, kommen mir auch nicht besser und schöner vor als die in Papas Schrank und auf Papas Stühlen.

Digitized by Google

Aber dieſes Zimmer muß doch etwas Beſonderes an ſich haben, denn an dem Tage, von dem ich erzähle, ſind da wunderſchöne Dinge geweſen. Die Tür war zu, und ich hörte Papa und Mama, die da herumhantierten, während die Großmutter mich in der Wohnſtube feſthielt.

Nach einer Weile wurde dann die Tür aufgemacht, Papa kam herein, hob mich vom Schoße der Großmutter und ſtellte mich an die Wand zunächſt der offenen Tür. Natürlich machte ich mich ſofort auf die Reiſe nach dem ſonſt verſchloſſenen Gebiet, und es hätte des Rufens der Mutter nicht bedurft, um mich zu größerer Eile anzutreiben.

Aber wie ſah es da aus!

Als ich den Türpfoſten erreichte und endlich in das Zimmer ſchauen konnte, hätte ich vor Ueberraſchung faſt meine Stütze losgelaſſen, was die bedenklichſten Folgen hätte haben können.

Das Feuer mit ſeinen züngelnden Flämmchen und ſpringenden Fünkchen iſt rein nichts gegen den Glanz und die Pracht, die mir da entgegenleuchtete und mir die Augen blendete. Mit ſo großem Mißtrauen ich auch den Werken der Erwachſenen gegenübertrete, da muß ich doch geſtehen, daß dieſe Sache ſehr ſchön war. Und ich konnte mich nicht enthalten, fröhlich zu jauchzen und zu ſchreien. Unglücklicherweiſe ſtand das Ding, von dem die leuchtende Flimmerpracht ausging, mitten in der Stube, und ich konnte nicht hinkommen,

Digitized by Google

so gerne ich all die strahlenden Flämmchen ergriffen und auf ihren Nahrungswert untersucht hätte.

Mama nahm mich auf und trug mich dicht an das Feuerwerk heran, aber sowie ich die Hand ausstreckte, um eines der Fünkchen zu erwischen, zog sie mich schleunigst zurück — ein Verhalten, das ich gerade nicht schön finde. Aber trotz dieser kleinen Verbitterung war meine Freude groß, und ich muß sagen, daß ich etwas Schöneres bisher nicht gesehen habe. Auch habe ich beschlossen, wenn ich groß bin, mir eine solche Lampe mit tausend Flämmchen anzuschaffen. Das ist weit hübscher als die einfältige Lampe, die man abends im Wohnzimmer auf den Tisch stellt, und leuchtet besser. So hell wie hier war es überhaupt in unsern Stuben noch nicht gewesen, außer einmal vor schon langer Zeit, kurz nach meiner Rückkehr vom Lande, als morgens die Sonne durch das Fenster schien und alles goldig strahlte und leuchtete.

Aber das Feuerwerk war nicht alles, und obgleich ich zugebe, daß dieses glitzernde Schauspiel mich anfänglich am meisten beschäftigte, so fand ich doch bald Dinge, die mich noch mehr interessierten, dergestalt, daß ich zuerst gar nicht merkte, wie allmählich ein Flämmchen nach dem andern verlosch und es immer dunkler im Zimmer wurde, so daß man schließlich die Lampe aus der Wohnstube hereinbringen mußte. Ich entdeckte nämlich auf einem kleinen Tischchen unter der flimmernden Riesenlampe, so niedrig, daß ich

Digitized by Google

bequem alles überschauen und mit den Händen greifen konnte, eine ganze Menge guter Sachen. Wenn die Mama mich nicht festgehalten und die Sachen außer Greifhöhe in Sicherheit gebracht hätte, wäre ich sicher an diesem Abend rund und dick geworden wie Onkel Fritz, so viel gute Sachen gab es da zu essen. Aber Mama behauptete, ich würde mir den Magen verderben, und so ließ man mir nur ein kleines Stückchen Kuchen. Nachher aber beim Essen gab es eine Art süßen Schaum, das schmeckte ausgezeichnet, und davon habe ich tüchtig gegessen. Denn zu meinem Glück aßen Großpapa und Großmama bei uns, und die sind viel netter mit mir als Papa und Mama. Großmama gibt mir alles, was ich haben will, und Großpapa gibt mir sogar Sachen, die ich gar nicht verlange, und die oft auch gar nicht gut schmecken. So läßt er mich immer aus seinem Glas trinken, selbst wenn Mama es verbietet, und so haben Mama und Großmama schließlich die Sache so eingerichtet, daß Großpapa am Tisch weit weg von mir gesetzt wird, wo er nicht an mich kann.

Was mir eigentlich am wenigsten Spaß machte bei diesem Feste, das waren die zahlreichen Spielsachen, die man für mich unter die Riesenlampe gelegt hatte. Da habe ich wieder einmal bemerkt, wie gründlich die Erwachsenen ihre Jugend vergessen haben. Die Leute haben keine Ahnung, was einen Einjährigen amüsiert. Fast alles, was man brachte, ließ mich

Digitized by Google

gleichgültig, und das ist natürlich, denn es stellt Dinge dar, die mir unbekannt sind, oder aber da ist ein verwickelter Mechanismus, den ich nicht verstehe. Ein einfaches Stück Holz, womit ich auf den Tisch trommle, oder der Blechdeckel einer Schachtel, der beim Draufschlagen hübsch klirr macht, ist mir lieber als solcher Firlefanz.

Im Namen meiner Altersgenossen, die ohne Zweifel ebenso beschenkt werden, und zum Besten des gesamten Kleinkindertums will ich einmal erklären, was für Spielsachen wir uns wünschen oder vielmehr, was wir uns nicht wünschen. Erstens behaupte ich, der allgemeinen Zustimmung meiner Genossen sicher, daß wir uns überhaupt keine Spielsachen wünschen, das heißt keine Sachen, die unter der Etikette „Spielsachen" auf den Markt kommen. Die sind für ein höheres Alter bestimmt. Was nützt mir ein Bilderbuch mit allen erdenklichen zahmen und wilden Tieren, wenn ich überhaupt nicht weiß, was ein Tier ist und also keinen Unterschied zwischen einem Elefanten und einem Krebs kenne? Was nützen mir Katzen und Hunde aus Gummi oder gepolstertem Baumwollenzeug, wenn ich kaum je einen lebendigen Hund oder eine lebendige Katze gesehen habe? Und selbst wenn ich sie gesehen hätte, würde ich ihr Abbild doch nicht wiedererkennen. Ich weiß noch nicht, auf welche Weise und mit welchen Mitteln die Erwachsenen ihre mannigfaltigen Einteilungen machen. Für mich gibt es vorläufig im

Digitized by Google

Grunde nur einerlei Dinge. Alles lebt für mich, von Mama und Papa bis zum Fußboden und zum Tisch. Alles interessiert und beschäftigt mich, denn alles ist neu, und alles spielt gerne mit mir.

Später mögen die Kinder wohl verwöhnter sein, vorläufig aber brauche ich keine Butzemänner, die plötzlich aus dem Kasten hervorspringen, und ihr unerwartetes Erscheinen macht mir nicht die geringste Angst. Die bunten Narren mit ihrer Schellenkappe, der Trommel und dem Tamtam sind auch nichts für mich, denn weiß ich, was ein solcher Hampelmann zu bedeuten hat? Ehe derartige Spielsachen mich interessieren können, muß ich wissen, was sie vorstellen und bedeuten. Und das weiß ich nicht.

Was ich gern hätte, das wären ein paar runde Holzkugeln, etwa so groß wie meine Faust oder etwas größer. Papa hat mir ein paar versprochen, aber gehalten hat er sein Versprechen nicht. Wahrscheinlich weil Mama ihm gesagt hat, ich würde damit alle Spiegel und Fenster einwerfen. Ist das ein Grund? Uebrigens pfeife ich darauf. Man mag mir die Kugeln geben oder nicht: an Spielzeug wird es mir nie mangeln. Mit einem kleinen Papierschnitzelchen kann ich eine gute halbe Stunde lang spielen, ohne mich einen Augenblick zu langweilen, ein Papiermesser beschäftigt mich einen halben Tag, jedes gewöhnliche Stück Holz eine Woche. Davon haben die Erwachsenen keine Ahnung, daß beim Spielen die Phantasie die Haupt-

Digitized by Google

sache ist. Und die Phantasie wird durch die bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteten modernen Spielsachen eher abgeschreckt als geweckt. Dabei kann man sich nichts mehr denken, weil der Fabrikant schon alles gedacht und seine Gedanken klar und handgreiflich ausgesprochen hat. Sich aber aus einem Papierschnitzel oder aus einem Stückchen Holz eine Welt zu schaffen, das ist der Hauptspaß beim Spielen. Gerne würde ich hierüber noch mehr und weise reden, aber ich merke schon, wie man anfängt, mich für einen altklugen Naseweis zu halten. Na, später werde ich noch Gelegenheit finden, meine Meinung darüber gründlich auszusprechen.

Vorläufig habe ich sie dadurch deutlich gemacht, daß ich all die schön bunten und glitzernden Sachen, die man mir zu Weihnachten geschenkt, mit großem Eifer und rastlosem Bemühen kurz und klein geschlagen habe, und das hat wahrhaftig nicht sehr viel Zeit in Anspruch genommen. Jetzt bin ich wieder bei meinen Papierschnitzeln und bei meinem Holzhämmerchen angekommen, zu denen sich ein rundes Stück Holz gesellt hat, einst das in roter Hülle steckende Bein eines trommelnden Narren, von dem jetzt weiter nichts als dieses Stück übrig ist.

Digitized by Google

12

Auf zur Wanderschaft

So, jetzt bin ich fertig, und ich denke, fürs nächste werde ich mein Tagebuch ruhen lassen. Denn jetzt habe ich das Stillsitzen nicht mehr nötig: ich kann gehen, gehen, wohin ich will, und ich werde nicht zögern, mich auf die Wanderschaft zu begeben. Die Welt, die ich bis jetzt kenne, wird mir zu klein, ich will mir ein größeres Königreich suchen.

Das Gehen ist eine Sache, die man lernen muß. Ich habe sie gelernt. Und zwar ganz allein, ohne die geringste fremde Beihilfe. Zahlreiche meiner Standesgenossen haben es erlernt mit allerlei Werkzeugen und Maschinerien. Die einen wurden im Gängelband gehalten, die andern marschierten in einem Korbe oder in einem auf Rädern rollenden Wagen, worin sie mit Riemen festgehalten und am Fallen verhindert wurden, während die Maschine mit ihnen von einer Zimmerwand zur andern wanderte, die allermeisten wurden

Digitized by Google

einfach von Mutter oder Wärterin gehalten, während sie ihre ersten Schritte machten. Ich aber habe das Gehen ganz allein gelernt, ohne jede Hilfe der Erwachsenen und ihrer Erfindungen.

Der Vater hat gesagt, wenn die Beinchen stark genug seien, um den Körper zu tragen, würden sie sich schon von selbst an ihre Arbeit machen, und vorheriges Anhalten zum Gehen könnte höchstens die Folge haben, daß ich krumme Beine kriegte. Ob das richtig ist, weiß ich nicht. Jedenfalls ist es richtig, daß ich von selbst gehen gelernt habe. Vielleicht hätte ich schon ein paar Monate früher gehen können, wenn man mir ordentlich zugesetzt hätte. Das ist möglich und auch wahrscheinlich, denn fremde Tanten haben der Mama erzählt, daß ihre kleinen Kinder schon mit neun, zehn oder zwölf Monaten allein laufen konnten, und ich bin schon fünfzehn Monate alt und wage es jetzt erst, mich ohne jede Stütze auf den Weg zu machen.

Aber was hätte ich gewonnen durch früheres Marschieren? Das frage ich jeden Billigdenkenden. Hingefallen wäre ich ein paar hundert Mal, auf die Nase, auf die Knie, auf die Hände, auf den Rücken, auf den Hinterkopf. Möglicherweise hätte ich mir durch einen solchen Fall das Oberstübchen durcheinander gebracht. Von den Säbelbeinen, die der Vater fürchtet, will ich gar nicht reden. Die könnte man in gehörig weiten Hosen trefflich verbergen, und einige der uns besuchenden Onkel tragen solche weite Samthosen, die vielleicht

Digitized by Google

Säbelbeine, sicherlich aber Maler oder Bildhauer anzeigen. Wozu also eine Sache betreiben und beschleunigen, die ein paar Tage, Wochen oder Monate später ganz von selber kommen muß? Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein und werde zeit meines Lebens glauben, daß man am besten mit Weile eilt und am schnellsten fährt, wenn man nicht durch allzugroße Eile die Räder zum Brechen und die Pferde zum Stürzen bringt.

Also habe ich gehen gelernt, indem ich zuerst die Kunst begriff, mich an den Messingstäben des Bettes festzuhalten und da aufrecht stehen zu bleiben. Es dauerte gewiß einen vollen Monat, ehe ich es wagte, mich von einem Messingstabe zum andern zu bewegen, und erst einen Monat später war meine Geschicklichkeit groß genug, um von einem Stuhl zu dem andern danebengestellten zu gelangen. Dann lernte ich, mich an der Wand zu stützen, am Tischrande zu halten, an den Vorhängen, den Röcken der Mutter und den Hosen des Vaters festzukrallen, und schließlich fand ich überall in der Wohnung eine Stütze oder einen Halt, der mir die Reise aus einer Ecke in die andre, aus einer Stube in die andre, aus dem Hausgang in die Küche gestattete.

Bald konnte ich mit einer Geschwindigkeit, die alle Zuschauer in Erstaunen versetzte und den Vater zu einem Vergleiche zwischen mir und einem Automobil veranlaßte, längs der Wand hinlaufen, wobei ich mich

Digitized by Google

immer weniger fest an Wand und Möbeln stützte und hielt und allmählich die Finger nur noch ganz leise über die Gegenstände hingleiten ließ. Sie aber ganz loszulassen, hütete ich mich wohl, denn bei einem solchen Versuche war ich ein- oder zweimal zu Boden gestürzt, was eine sehr unangenehme Sache ist.

Eines Tages aber, es mag jetzt eine Woche her sein, als mich der Vater seiner Gewohnheit gemäß an den mitten im Zimmer stehenden Sessel gestellt hatte, von dem aus ich die Wand oder irgendeinen andern Stützpunkt nicht erreichen kann, ohne erst ein paar Schritte zu machen, wurde die Luft, diesem Gefängnisse zu entfliehen, gar zu mächtig in mir. Der Vater stand so nahe bei mir und hämmerte auf seiner Maschine, daß ich ihn um eine Armeslänge am Beine hätte fassen können. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber auf einmal hatte ich meinen Sessel losgelassen und stand nun frei und ohne Halt da. Wenn ich sagen wollte, ich hätte mich dabei sehr wohl gefühlt, so müßte ich grausam lügen. Nein, der Wahrheit die Ehre: ich stand eine Mordsangst aus, und ich glaube, gerade diese Mordsangst war daran schuld, daß ich die drei oder vier Schritte machte und den Vater zu packen kriegte.

Der aber war sehr erstaunt, hörte auf mit der Arbeit und beschaute verwundert den Sessel und mich, ohne begreifen zu können, wie ich meine Insel hätte verlassen und das uns trennende Meer durchschwimmen können. Dann setzte er sich auf den Sessel, stellte mich

Digitized by Google

in kurzer Entfernung vor sich auf und ließ mich los. Natürlich beeilte ich mich, seinen ausgestreckten Händen entgegenzumarschieren. Danach machten sich Vater und Mutter das Vergnügen, mich zwischen ihnen hin und her gehen zu lassen. Mama stellte mich hin, so daß ich Papa vor mir sitzen sah, und ließ mich dann los. Zuerst hatte ich mächtig Angst, und es kostete mir die größte Mühe, mich ordentlich im Gleichgewicht zu halten. Besonders nach hinten zog mich etwas, und da mußte man mir jedesmal einen kleinen Stoß in den Rücken geben, um mich darauf aufmerksam zu machen, daß man beim Vorwärtsmarschieren das Gewicht nach vorne bringen muß. Seitwärts war die Sache weniger schwierig. Ich hatte sofort heraus, daß man die Füße recht breit und weit voneinander stellen muß, um nicht nach links oder rechts hinzufallen. Zwar lachte der Vater über mich und sagte, ich käme daher wie ein betrunkener Matrose, aber ich ließ mich das nicht anfechten, sondern steuerte ruhig weiter meinem Ziele entgegen.

Und so habe ich es jetzt glücklich so weit gebracht, daß ich nunmehr, wo ich fünfzehn Monate alt bin, Wand, Stuhl oder Tisch mutig fahren lasse und quer über das Zimmer wandere, wohin immer mein Sinn mich lockt. Und Vater und Mutter, die ein großes Geschrei machten, als ich zum ersten Male meinen Sessel hatte fahren lassen, und als ich dann zwischen ihnen hin und her marschierte, sehen jetzt gar nicht

Digitized by Google

mehr so überschwenglich glücklich aus, wenn ich ihnen meine Gehkünste zeige. Denn jetzt hilft es dem Vater nichts, daß er mir eine Insel baut und mich da hinein stellt: ich lasse die Insel einfach los und marschiere hinüber zu Vater, Mutter, Tisch, Stuhl, Wand oder Schrank, wie es mich gerade reizt. Es hilft ihm nichts, daß er den Papierkorb tief unter den Schreibtisch schiebt: ich komme hin, entdecke ihn, ziehe ihn heraus, durchforsche und leere ihn. Der Vater hat es schon aufgegeben, den Korb gegen meine Angriffe zu verteidigen, und sieht resigniert zu, wie ich ihm den Fußboden mit großen und kleinen Papierschnitzeln bestreue. Dabei merke ich, daß er nicht im geringsten begreift, nach welchem wohlüberlegten und trefflich geordneten Plane ich in dieser Arbeit verfahre, und ich halte es für müßig, ihm das ökonomische und ästhetische System, dem ich huldige, auseinanderzusetzen. Denn ich weiß schon lange, daß das Gehirn der erwachsenen Menschen dermaßen verknöchert und stumpf geworden ist, daß es die einfachsten Dinge nicht mehr aufnehmen und verdauen kann. Das Komische an der Sache ist, daß diese Leute sich einbilden, gescheiter als unsereiner zu sein. Ich lasse es auf jede Wette ankommen: kein Erwachsener wäre imstande, all das, was unsereiner in wenigen Jahren vollkommen erlernt, in doppelt so langer Zeit auch nur ganz oberflächlich zu erfassen. Was habe ich jetzt nicht schon alles erlernt! Ich kann Hände und Füße gebrauchen, kann hell jauchzen oder

Digitized by Google

dumpf knurren, kenne hundert und mehr verschiedene Gegenstände, weiß den Unterschied zwischen der Suppenschüssel und der Honigdose, zwischen Brot und Kuchen, zwischen den Biergläsern und dem Glase mit Eingemachtem. Alles, was mir ersprießlich ist, kenne ich, und das habe ich alles in den fünfzehn Monaten meines Daseins gelernt. Und als ich ankam, wußte ich von gar nichts, und alles war fremd und neu für mich. In dieser Lage möchte ich nun meinen Vater oder sonst irgendeinen erwachsenen Menschen sehen! In hundert Jahren würde er sich nicht zurechtfinden, wie unsereiner es in drei oder vier tut. Aber ich verliere meine Zeit, indem ich über diese Dinge rede.

Und da ich jetzt alles weiß, was mir nötig scheint, bin ich gesonnen, mich auf die Wanderschaft zu machen und mich in der Welt umzusehen. Ein Stückchen davon kenne ich schon, denn wenn die Sonne scheint, gehe ich aus. Freilich nicht allein, wie ich es gerne möchte, sondern Mama, Großmama oder Irma gehen mit, und manchmal läßt sich auch Papa sehen. Der Wagen, in dem ich im Sommer draußen im Walde und auf den Feldwegen spazieren gefahren bin, steht jetzt unbenutzt in dem Kämmerchen, wo tausend sehr interessante Dinge aufeinandergehäuft sind, und dessen Türe leider fast immer fest zugemacht ist, so daß ich die daselbst aufgestapelten Schätze noch nie ordentlich habe durchforschen können. Aber ich werde schon eine Gelegenheit finden.

Digitized by Google

Der Wagen wird nicht mehr benutzt, seit ich laufen kann. Vorher hatte der Vater seine liebe Not, wenn ich ausgehen sollte. Dann schimpfte und seufzte er über die Pariser Wohnhäuser. Da ist nämlich kein Platz für den Wagen unten, sondern das Ding muß immer die vier Treppen hinauf und hinunter geschafft werden. Und das ist eine Arbeit, die dem Vater zufällt. Seit ich aber gehen kann, trägt man mich nur bis auf die Straße, dann trappele ich an der Hand der Mutter oder Großmutter bis zur nächsten sonnigen Bank. Dort setzen wir uns hin. Das heißt: Mama setzt sich, und ich krabbele da herum, bald aufrecht rund um die Bank, bald lasse ich alles fahren und segele über den freien Platz an irgendein Ziel, das mich reizt. Dabei sehe und erfahre ich viele schöne Dinge, und hauptsächlich mache ich die Bekanntschaft von zahlreichen Altersgenossen, mit denen ich mich unterhalte.

Denn wenn die Sonne scheint, kommen aus allen Häusern Mamas und Großmamas mit kleinen Kindern, und alle suchen den mit Bäumen bepflanzten Platz auf, wo man sich auf die Bänke setzt und wo großmächtige Sandhaufen aufgeschichtet sind. Die großen Buben und Mädchen bringen Eimer und Schippen mit und arbeiten in dem Sand herum. Sie füllen mit den Schippen die Eimer, tragen dann ihren Sand an einen sauberen Platz und stülpen ihn sorgfältig um. Wenn der ganze Sand glatt und schön aufrecht stehen bleibt, sind sie froh und klatschen in die Hände. Ich

Digitized by Google

mache da nicht mit. Erstens habe ich keinen Eimer und keine Schippe. Vor ein paar Tagen wollte ich einem kleinen Jungen die Schippe abnehmen, und da hat der dumme Kerl laut zu heulen angefangen. Seine und meine Mama sind dann herbeigekommen, und ich glaube wahrhaftig, meine hat nicht mir, sondern dem fremden Simpel recht gegeben. Ich hätte ihr mehr Familiensinn zugetraut.

Im übrigen gefallen mir die Kinder ganz gut, die ich da kennen lerne. Eine Menge von ihnen sind so klein, daß sie mir leidtun. Sie können weder stehen noch gehen, ja nicht einmal sitzen, und wenn sie etwas haben und fassen wollen, greifen sie daneben. Eine solche Ungeschicklichkeit ist wirklich zum Lachen. Manche verlassen nie ihren Wagen und schlafen da, während sich ihre Mama mit einer andern Mama unterhält. Vorgestern hat es einen großen Radau gegeben, weil ich an so einem Wagen gedrückt und ihn, da es bergab ging, wirklich von der Stelle bewegt habe. Die fremde Mama geriet in Angst, weil sie dachte, ihr Sprößling schwebe in großer Gefahr, meine Mama aber war sehr stolz und erzählt die Geschichte seither allen Leuten, indem sie sich mit meiner Kraft und Stärke brüstet. Und da hat sie ganz recht.

Ich bin wirklich ein Mordskerl! Daran kann nur zweifeln, wer mich nicht kennt. Mama und Großmama sind überzeugt davon, der Vater auch, obgleich er sich stellt, als ob er andrer Ansicht sei. Ich merke

Digitized by Google

sehr wohl, daß er das nur tut, um Mama und besonders Großmama aufzuziehen. Er sagt dann, ich wäre ja ein ganz tüchtiger Kerl, dank seiner Vaterschaft, ich hätte aber eine Menge Fehler und Mängel, dank der mütterlichen Vererbung. Mama ärgert sich jetzt nicht mehr darüber, sondern lacht nur, aber Großmama gerät jedesmal in großen Eifer und widerspricht aufs heftigste. Je mehr sie aber widerspricht, desto hartnäckiger besteht der Vater auf seinen Behauptungen, und desto mehr Gründe und Beweise führt er an. Die Großmama merkt nicht, was das zu bedeuten hat, ich aber merke es und weiß, daß der Vater eine ebenso hohe Meinung von den Fähigkeiten seines Sohnes hat wie Mama und Großmama.

Und da ich diese Meinung vollauf teile, halte ich die Zeit für gekommen, um mich auf eigne Füße zu stellen. Nebenbei bemerkt ist das auch wieder eine ihrer törichten Redensarten. Ich stehe nun seit drei Monaten auf eignen Füßen. Jetzt aber marschiere ich auch darauf, und deshalb will ich ausziehen, um die Welt zu durchreisen und neue Erfahrungen zu machen.

Vielleicht erzähle ich meinem Tagebuche später, was ich auf meiner Wanderschaft gesehen und erfahren. Vorläufig aber lasse ich hiermit mein Buch liegen, ergreife den Stab des Vaters und ziehe hinaus in die neue und große Welt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Das Seidene Buch

Eine lyrische Damenspende

von

Otto Julius Bierbaum

Geschmückt mit 12 Bildern von Hans Thoma
und Ornamenten von Peter Behrens

3. Auflage. In Seide gebunden M. 6.—

Johannes Schlaf schreibt im Wiener Tagblatt „Die Zeit“:

Unter den Männern, die sich seit fünfzehn Jahren um die Förderung eines guten neuen Kunstgeschmacks Verdienste erworben haben, ist bei uns Otto Julius Bierbaum einer der ersten und verdienstvollsten. Er besitzt so recht, was man eine glückliche Hand nennt. — Eines seiner besten Meisterstücke nach dieser Richtung ist neuerdings wieder dieses „Seidene Buch“ mit seinem anmutigen, weichen, pfauenfarbenen seidenen Einband, seinem Goldschnitt, seinem angenehmen Format, seinen zwölf wundersamen, herzerwärmenden Thoma-Bildern, seinen Behrens-Ornamenten und seiner schönen, tadellos prächtigen Schwabacher-Drucktype. Selten ist dem deutschen Weibe eine so solide, so kostbare, so über jeden Tadel geschmackvolle und anmutige Spende auf den Weihnachtstisch gelegt worden! Das prächtige Buch erquickt wie ein Sonnenstrahl, der einem unversehens in die Stube dringt.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allseitiger Berater für die jungen Mädchen von Amalie Baisch. 11. Auflage. Gebunden M. 6.—

Das junge Mädchen auf eigenen Füßen. Ein Führer durch das weibliche Berufsleben von Amalie Baisch. 3. Auflage. Gebunden M. 3.—

Ins eigene Heim. Ein Buch für erwachsene Mädchen und junge Frauen von Amalie Baisch. 4. Auflage. Gebunden M. 6.—

Die elegante Hausfrau. Mitteilungen für junge Hauswesen. Mit besonderen Winken für Offiziersfrauen von Isa von der Lütt. 5. Auflage. Gebunden M. 5.—

Das feine Dienstmädchen wie es sein soll. Eine Gabe für Hausfrauen und Dienstmädchen von Isa von der Lütt. 6. Auflage. Gebunden M. 1.20

Des Kindes Chronik. Ein Merkbuch des Lebens, von Mutterhand begonnen, zur späteren eigenen Fortführung. Aus praktischer Erfahrung zusammengestellt von Helene von Schrötter. Gebunden M. 5.—

Moltkes Briefe an seine Braut und Frau und an andere Anverwandte. 2 Bände. Mit 2 Porträts und 1 faksimilierten Brief. Gebunden M. 12.—

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

t.6492
Aus dem Tagebuch eines Saugling1905
Countway Library
BFQ5595
3 2044 046 339 057

COUNTWAY LIBRARY
HC 3LAK P

Digitized by Google

L6492
Aus dem Tagebuch eines Saugling1905
Countway Library BFQ5595
3 2044 046 339 057